Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pipitz, Franz Ernst,

Verfall und Verjüngung Studien über Oesterreich in den Jahren 1838 - 1848

Zürich 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Rev.o.323
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11753708-5

M. v. O.
Revol.
0.323.

..o.285.

MUSEUM
ESSLINGEN

Verfall und Verjüngung.

Studien über Oesterreich

in den Jahren

1838 — 1848.

Von

F. E. Pipitz.

Zürich.

Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.

1848.

Es ist wunderbar wie alle Verfassungen die bloß auf Sein und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen wo Alles zum Werden und Verändern strebt.

Goethe.

MUSEUM IN ESSLINGEN

Oesterreichs

Constituirendem Reichstage!

MUSEUM IN ESSLINGEN

Vorwort.

Die folgenden Aufsätze sind aus einer Reihe ähnlicher ausgewählt, die ich in dem gesegneten Lande das mir seit zehn Jahren eine Freistätte gewährte, niederschrieb um dem Bedürfnisse mit der Heimat in geistiger Verbindung zu bleiben, einigermaßen zu genügen. Sie versuchen in Umrissen zu schildern was Oesterreich gewesen, und deuten darauf hin was es werden kann und soll. Mögen sie Bausteine sein zu dem Dome der Freiheit der sich dort an der Stelle der zertrümmerten Zwingburg erhebt!

Zürich, im Juni 1848.

F. E. Pipitz.

Inhalt.

Seite

1838 — 1842:

Reform oder Revolution? 1

Oesterreichisches Glück 2

Patrioten und Patrioten 6

Der Adel 10

Das Beamtenthum 15

Jesuiten und Prälaten 22

Das Schulwesen 25

Die Censur 33

Die alten Stände 37

Kirche und Schule 43

Das Militärwesen 47

Kirchliche Zustände 51

Die Protestanten 57

Slawomanie 61

Hurter über Oesterreich 64

Oesterreich im Jahre 1840 73

Seite

1842 — 1848.

Einige Worte über und an die österreichischen Journale . . 87

Stimmen über Oesterreich:

I. 98

II. 120

III. (geschrieben im Februar 1848) 130

Oesterreichische Geschichten 158

Die Reform des österreichischen Schulwesens (geschrieben Ende März 1848) 173

Januskköpfe (geschrieben im Mai 1848) 186

Reform oder Revolution?

Wenn ich das Treiben in Oesterreich betrachte, gebe ich fast alle Hoffnung auf, außer es gefällt der obersten Weltbehörde, uns einen tüchtigen, das Oberste zu unterst kehrenden Krieg oder einige Regenten wie Joseph II, aber nicht ganz so wie diesen, zu schicken. In einem aus so vielen einander anfeindenden, an Sprache, Sitten und Bedürfnissen ganz verschiedenen Völkerschaften zusammengeballten Reiche ist an ein Revolutioniren von unten nicht zu denken, der Antrieb muß von oben kommen, energisch, dauernd und in der rechten Richtung. Joseph hatte viel guten Willen, allein seine Kraft brach; er hatte im Ganzen richtige Ansichten, aber er war sich der Grundsätze, aus denen sie entsprangen, nicht deutlich bewußt oder scheute doch wenigstens vor allen Folgen derselben zurück. Daher das Schwankende seiner Maßregeln, welches zugleich seinen Gegnern den Muth einflößte ihm offenen und geheimen Widerstand zu leisten und so schnell eine Reaktion herbeizuführen die als natürliche Folge des raschen Ueberganges von Maria Theresia zu Joseph jedenfalls kommen mußte. Man nehme nur seine bekannte Entscheidung über den Cölibat. Er wollte den Klerus menschlich, bürgerlich machen, seine Macht

als die eines Staates im Staate brechen, ihn zugleich vom römischen Hofe ablösen, und erklärte das einzige dazu passende Mittel, die Aufhebung des Cölibates, für eine Maßregel deren Beantrager man ins Tollhaus sperren müsse!

In der Natur gibt es keinen Sprung. Wenn man von einem Holzapfelbaum edle Früchte haben will, muß man ein solches Reis darauf pfropfen. Dieses wächst, grünt und blüht, aber viel Zeit vergeht bis es Früchte bringt: allein es bringt sie gewiß, nur muß man nichts übereilen, und sich gefallen lassen daß erst späte Nachkommen sie genießen. So düngt das Blut der Revolutionen die Felder, aber die goldenen Halme mäht ein fernes Geschlecht welches nicht ahnt, daß jedes Korn eine Thräne oder einen Blutstropfen kostet. Auch Oesterreich wird noch eine lange Reihe von Prüfungen durchgehen müssen bis endlich die Monaden aus denen es wie Goethes Mensch besteht entweder in ihre uranfängliche Verbindung zurückkehren oder sich von neuem fest und für immer vereinigen. Welches von beiden geschieht birgt der Schleier der Zukunft; beides ist möglich. Allein ob wir in Oesterreich etwas erleben, darüber können wir so wenig absprechen, als man im Jahre 1780 ahnen konnte, daß es einen 21. Jenner 1793 und einen Robespierre geben werde.

Oesterreichisches Glück.

Unser Privat- wie unser öffentliches Leben ist größtentheils auf Lügen begründet und wir haben uns an diesen

Zustand der Dinge so gewöhnt, daß wir große Augen machen wenn die Wahrheit da oder dort hervortritt und sich ihr Recht fordert. Sie ist besonders denen unbequem die sich seit zwanzig und mehr Jahren so viele Mühe geben um das gährende Europa Reifen zu schlagen damit die ungestümen Säfte das morsche Holzwerk des Fasses nicht sprengen in das man sie einschloß. Diese möchten gerne andere glauben machen was sie selbst nicht glauben, und sich das Ansehen geben als säßen sie auf dem delphischen Dreifuße; aber die heutige Zeit läßt sich nicht mehr mit Orakelsprüchen abspeisen und ist weit entfernt in der Menge schwebender Fragen einen Beweis für die höhere Begabung jener zu erblicken welche weder die Weisheit haben sie zu beantworten, noch den Muth sie durchzuhauen, die sich schon längst hätten insolvent erklären müssen, wenn sie nicht Wechsel auf die Nachwelt zögen, welche die Gegenwart einstweilen zu honoriren gutmüthig genug ist. Sie kommen mir vor wie der Kobold des Rabbi von Prag, der sich geberdete wie ein Lebender, bis ihm der Meister den Papierstreifen mit den Zauberversen aus dem Hirnschädel nahm worauf er in Staub zusammensank. Auch ihre Stunde wird kommen; bis dahin aber ist es unsere Pflicht nicht durch stillschweigendes Einverständniß Mitschuldige eines Systems zu werden, dessen Unsittlichkeit nur von seiner Unverschämtheit übertroffen wird.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, inwiefern diese Worte auch auf Oesterreich Anwendung finden; aber ich kann nicht umhin hier eine Enttäuschung auszusprechen welche ich erfuhr als ich das erste Mal „über den Rhein flog". Ich hatte von Jugend an die Herrscher meines Vaterlandes von einer Strahlenkrone umgeben gesehen;

man pries sie mir als die Genien welchen es allein gelungen sei die Ruhe und das Glück der ihrem Schutze anvertrauten Völker zu bewahren und sie vor den unseligen Folgen der Revolution zu schützen, die man mir als den Abgrund schilderte in den die Welt kopfüber mit Mann und Maus stürzen müsse, wenn sie auf die Warnungstafeln nicht achte welche der Generalpolizeidirektor Europa's überall ausgestellt; als den brüllenden Löwen der nicht nur umhergehe und suche wen er verschlinge, sondern bereits einige Bissen zur Verdauung vorbereite die man ihm kaum mehr werde entreißen können. Glück und Oesterreich schienen mir eins und dasselbe; dieses war mir Abrahams Schoos, in dem es sich wie bekannt so behaglich schlafen läßt, zu dem Verdammte aller Art sehnsüchtig emporblicken, nur um einen Wassertropfen flehend für ihre durch die Revolutionshitze ausgetrocknete Zunge.

Da packte ich nun eines Tages meinen Koffer mit österreichischem Glück an und faßte den menschenfreundlichen Entschluß den armen Leuten jenseits der Grenze davon auszutheilen so weit mein Vorrath reichte. Ach wäre ich daheim geblieben! Die Einen wiesen meine Gaben mit dem Bemerken zurück sie bedürften ihrer nicht; die Andern bedauerten mich sogar und boten mir von ihrem Ueberflusse an. Ich fand vieles so wie bei uns, einiges besser, weniges schlechter, aber alles ganz anders als man mir es eingebildet hatte. Da gab es überall Reiche die Geld hatten und gut lebten, und Arme die keins hatten und hungerten, gerade wie bei uns; überall Leute die zufrieden und wohlgenährt aussahen wie ein wiener Hausherr, und solche deren Wangen der Kummer gebleicht und ausgehöhlt hatte wie einem Staatsgefangenen auf dem Spielberg; überall Landesväter, Solda-

ten, Minister, Geistliche, Steuereinnehmer, kurz den ganzen Beglückungsapparat von dem ich früher in meiner Einfalt Oesterreich das Monopol zuschrieb. Selbst in einer Republik deren Gebiet ich auf meiner philantropischen Entdeckungsreise betrat, fraßen sich die Leute nicht unter einander auf; sie kochten das Fleisch wie wir und tranken Wein dazu, wenn sie welchen bezahlen konnten. Ich fand auch dort manches was ich in meinem Koffer vermißte, und gelangte endlich, obwohl widerstrebend, zu der schmerzlichen Ueberzeugung daß ich von einem Marktschreier geprellt worden der sein Beglückungselixier nur darum so hoch preist weil er mit dessen Hülfe seine eigenen Taschen füllt. Ach wäre ich daheim geblieben!

Doch lernte ich dich inniger lieben mein Vaterland! als der erkünstelte Glanz schwand mit dem sie weniger dich als sich selbst verherrlichen wollen. Wohl entbehrst du Vieles was man an den gelb-schwarzen Schlagbäumen für verbotene Waare erklärt, und manchen Baum vermisse ich in deinen Wäldern, manche Blume in deinen Gärten, welche auf deinem Boden eben so schön und kräftig wachsen würden wie in fremder Erde; aber vielleicht sind die Samen dazu schon gelegt, vielleicht ist die Zeit nahe welche sie zur Reife bringt, und dir ihren Schatten, ihre Blüthe und ihre Frucht.

Patrioten und Patrioten.

Mein Oesterreich, herrlich Oesterreich, wo gleicht dir noch ein Land!
Du trägst als Schild die Treue — halt fest den Schild von Demant!
Und Segen ist der Aether, der überm Haupt dir rollt,
Und Silber deine Straßen und deine Berge Gold!

Viel littst und wirst du leiden, doch fallen wirst du nicht,
Der Leiden Kerker wölbt sich zum Freudendom einst licht,
O daß dich Lohn bald kränzen für Kraft und Treue mag,
Und aus der Nacht dir glänzen ein ew'ger Frühlingstag!

Anastasius Grün.

Ueber wenige Länder wurden, besonders in neuester Zeit, so verschiedene Ansichten ausgesprochen als über Oesterreich. Von der einen Seite wurde man nicht müde den Wohlstand, die Zufriedenheit, die geistige Gesundheit, selbst die Bildung seiner Bewohner zu rühmen, und erhob den Staatsorganismus und dessen Lenker, dem man diese günstigen Ergebnisse zuschrieb, bis in den Himmel; auf der andern sprach man von Mastochsen, Maulsperre, Metternich, Spielberg u. s. w.; diese theilten dem klassischen Lande der „gebackenen Hendel" die Rolle des europäischen Magens zu, indem sie für ihre Heimat bescheidener Weise die des Kopfes in Anspruch nahmen; jene hielten die Todtenstille für Ruhe der Vollendung, und priesen das Loos eines Reiches in dem kein einziges Fenster zerschlagen wurde, während um dasselbe ganz Europa brausend gährte. Die einen berufen sich auf die Theaterzeitung, den Oesterreichischen Beobachter und Mistreß Trollope; das Evangelium der andern sind die Spaziergänge eines Wiener Poeten. Seit dieses Buch wie ein Blitz die Dunkelheit zerriß welche auf Oesterreich ruhte, wurde es zwar nicht heller, aber man sah die Finsterniß

besser; auch haben seitdem mehrere die Frage wiederholt: Dürft' ich so frei sein frei zu sein? und man hat nicht gewagt, die Verneinung offen auszusprechen.

Dieser Meinungszwiespalt beweist wenigstens daß auch in Oesterreich nicht alle Leute so glücklich sind wie man es die übrigen gerne glauben machen möchte, daß es auch dort politische Dissenters gibt, und Vieles anders, Vieles besser sein könnte. Ich bezweifle sehr ob ich im Stande wäre es besser zu machen, und habe stets geglaubt es sei weit leichter ein Sonnet zu dichten oder selbst einen Roman zu schreiben, als Gesetze zu erlassen und Staaten zu regieren; aber ich gestehe eben so wenig jemandem Unfehlbarkeit zu oder räume ihm das Monopol des Patriotismus ein. Ich liebe mein Vaterland eben so innig wie jene es lieben mögen die es regieren, sein Name wirkt eben so zauberisch auf mich wie die Worte: Frühling, Freiheit, Hoffnung, und ich möchte lieber mein Blut für dasselbe vergießen als diese Tropfen Tinte. Wohl sehnte ich mich einst aus seinen Bergen in die Welt, die ich nicht kannte; aber sie hat mir nie Ersatz gewährt für die Linde des Heimatdorfes, unter der ich als Kind spielte, und nie habe ich aufgehört das Vaterland zu lieben, wie die Geliebte, mit allen seinen Fehlern. Aber der Patriotismus äußert sich verschieden. — Adolph Bäuerle ist ein Patriot, Groß-Hoffinger auch (ich will es mindestens glauben), Menzel ist ein Patriot und Börne war es auch. Soll ich nun unter diesen Arten wählen, so ziehe ich aufrichtig gesagt die letzte vor und bin der Meinung daß Leute die in Auteuil leben und manchmal sogar französisch schreiben, ihr Vaterland gleich innig und thätig lieben können wie solche die in Stuttgart das Literaturblatt redigiren. Ich habe nie begriffen

wie man jemandem zum Vorwurf machen kann, daß er in Frankreich schreibt was er in Deutschland nicht schreiben darf, daß er nicht alles gut findet was ein württembergischer Deputirter billigt, und daß er lieber in die Verbannung geht als seine Ueberzeugung verleugnet. Ich bin zwar kein Börne, allein Oesterreich hat so gut seine parties honteuses wie das übrige Deutschland und will man sie aufdecken (was nicht mit der That des Cham verwechselt werden darf), so muß man ein Auteuil suchen.

Ich bin ferner ein ebenso guter Anhänger des monarchischen Prinzips, als jene die ihm als Minister dienen, und schäme mich nicht zu gestehen daß ich selten ungerührt blieb wenn man „Gott erhalte Franz den Kaiser" sang, obwohl ich die Hymne so oft hörte daß ich sie zwanzigmal hätte auswendig lernen können; und wenn die Burgwache ins Gewehr trat, die Fahne senkte, die Trommeln wirbelten, da machte auch ich Front vor dem kaiserlichen Wagen und grüßte den alten Herrn darin nicht bloß mit äußerlicher Ehrerbietung. Ich erinnere mich noch recht gut des Tages an dem der Kaiser von einer Reise zurückkehrend durch die Vorstadt Mariahülf in seine Stadt Wien einfuhr. Eine unübersehbare Menge drängte sich auf seinen Wegen, und als er erschien, als tausendstimmige, jubelnde Vivatrufe ihn empfingen die sich mit dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen zu großartiger erschütternder Harmonie vereinigten, und der Kaiser sichtbar bewegt das ehrwürdige Greisenhaupt dankend neigte und seine Unterthanen freundlich grüßte, da fühlte ich die Macht des monarchischen Prinzips. Man sagt, der feile Pöbel jauchze jedem zu und streue heute demjenigen Palmzweige, welchen er morgen kreuzigt. Doch dieser Pöbel schwindet

mehr und mehr, und es gibt Herrscher im vollen Besitze der Gewalt, denen selbst er nicht zujauchzt. Franz war kein solcher, und das österreichische Volk ist kein Pöbelhaufe. Es scheute sich nie seinem Unwillen manchmal recht derb Luft zu machen, allein es trennte den Menschen stets vom Kaiser, und wenn es auch diesen tadelte, so verehrte es jenen und seine hohe Würde. Selbst dieser Tadel bezog sich eigentlich mehr auf des Kaisers Diener, und nicht selten hörte ich sagen: Wenn das der Kaiser wüßte — man wollte damit andeuten er würde es nicht dulden. Vielleicht täuschte man sich; aber das Vertrauen war vorhanden, und dieses zu gewinnen, zu erhalten, verstand der Monarch. So war es, und ich glaube es hat sich unter dem Sohne nicht geändert; und weil es so ist, weil es so bleiben wird, darum möge man auch dem Volke vertrauen, und sich nicht fortwährend damit beschäftigen für dasselbe Käfige zu bauen und Fesseln zu schmieden. Man höre auf in allen jenen gefährliche Demagogen zu wittern und zu verfolgen die nicht in tiefster Unterthänigkeit ersterben, und manchmal lauter und anders sprechen als die moralischen Kastraten, welche wie die physischen in der Kapelle des Papstes, so in der Kapelle des Ministers singen; man zwänge nicht alle ohne Unterschied in das Prokrustesbett des Bestehenden, man verzichte auf den Versuch die Menschen zu regeln wie ein Uhrwerk, und lasse den Zeiger ihres Geistes vorrücken wie ihn die Räder treiben die Gott in die Maschine gelegt; man ahme nicht den Bären in der Fabel nach welcher in der besten Absicht den Stein auf die Fliege wirft; man —

Ich bin endlich überzeugt, daß der Fürst Metternich keine Spinne ist die in der Staatskanzlei lauert um die

Mücken zu fangen und zu verspeisen die sich in ihr Netz verfliegen. Ich traue dem Manne welcher die großartige ihm vom Geschick angewiesene Stellung so lange und so glücklich zu behaupten wußte, nicht nur einen großartigen, sondern auch einen edeln Geist zu, und würde mich selbst zu entehren glauben wenn ich ihn fähig hielte bei seinen Handlungen etwas anders vor Augen zu haben, als das Beste seines Adoptivvaterlandes. Die Nachwelt wird ihm dieses Lob nicht versagen, allein ich fürchte, daß sie von Richelieu und Metternich erzählend, sagen wird: Sie waren große Männer und liebten die Freiheit — aber nur für sich.

Es ist nun allerdings schön ein Erdengott zu sein, aber diese Erdengötter mögen es dem Goethe-Faustischen Gotte nachthun und den armen Teufeln erlauben mit ihnen manchmal ein freies Wort zu sprechen.

Der Adel.

Nur die englische und die österreichische Aristokratie hat den Sturm der Revolution überlebt. Die spanischen Grandes, jene stolzen Großen die vor ihrem Gebieter mit bedecktem Haupte standen, sind zur Fabel geworden, der Ueberrest des ancien régime schmollt im Faubourg St. Germain oder lebt in freiwilliger Verbannung, Venedigs goldenes Buch schloß sich für immer, und die Paläste seiner Nobili stehen leer, die Mediatisirten Deutschlands schreiben Bücher gegen konstitutionelle Verfassungen, reisen für Geld oder kämpfen in irgend einer Ständeversammlung um ungeschmälerte Bewahrung der

Jagdrechte; die Patrizier der Reichsstädte sind verschollen, und die der schweizerischen Republiken werden von ihren ehemaligen Unterthanen wegen hochverrätherischer Umtriebe zu Geldstrafen und Einsperrung verurtheilt. Was schützte und erhielt die beiden ersten bei all ihrer Verschiedenheit?

Die Pairie erfrischt ihren Ichor von Zeit zu Zeit durch einige Tropfen guten bürgerlichen Blutes, sie regenerirt sich durch die hervorragendsten Talente aus dem Schooße der „Gemeinen"; und es ist nicht lange her daß man an der Spitze ihrer einander bekämpfenden Fraktionen zwei Emporkömmlinge dieser Art, Lyndhurst und Brougham, erblickte. Der österreichische hohe Adel weist seit Jahrhunderten dieselben Namen und Geschlechter auf, die Schranken welche ihn von den übrigen Ständen scheiden, sind so gut als unübersteiglich und in seinem Wesen herrscht das nämliche Prinzip der Stabilität und Abgeschlossenheit dem das ganze Reich gehorcht. Die Lords sind nicht geborne Minister, geheime Räthe, Generale und Gouverneurs; das Cabinet von St. James leiten auch manchmal Plebejer, und wie Canning bewies, nicht ohne Geschick. An den Ufern der Donau verhält es sich anders: vom allmächtigen Minister bis zum Vorsteher der letzten Provinzialbehörde, vom Präsidenten des Hofkriegsrathes bis zum Obersten irgend eines Grenzregimentes ist alles adelig, und der Sohn des ungarischen Schiffmanns, der Freiherr von Thugut, steht wohl als das einzige Beispiel da, wo zum Erklimmen einer so hohen Stellung die Geburt nicht die Leiter war. Erst seit der hohe Adel es verschmäht seine Söhne der Tonsur zu unterwerfen, finden sich unter den Würdenträgern der katholischen Hierarchie bürgerliche Namen; verirrt sich

aber einer aus jener Kaste in die Seminarien, so ist ihm Pektoralkreuz und Inful in kürzester Frist gewiß, und ein Beispiel der neuesten Zeit hat bewiesen wie leicht es trotz kanonischer Gesetze und alter katholischer Kirchenpraxis ist Erzbischof zu werden, wenn man als Fürst geboren wurde. Zwar sind ihre Herrlichkeiten erbliche Gesetzgeber, aber wenn sie mit dem Zufalle der Geburt nicht gründliche und vielseitige wissenschaftliche und politische Bildung verbinden, so müssen sie entweder vom Kampfplatze abtreten oder blindlings denen folgen die sich im Besitze derselben befinden. Darum schickt man sie in die Schulen von Eaton, Cambridge und Oxford, wo sie mit Sorgfalt auf ihren hohen Beruf vorbereitet werden, darum lehrt man sie frühzeitig daß ihre künftige Stellung nicht von ihren Titeln und der Menge ihrer Ahnen abhängt, und die Erziehung welche Schule und Familie begann, vollenden Reisen und die allmählig sich steigernde Theilnahme und Mitwirkung an einem öffentlichen Leben, in dessen großartigem Umschwunge alle Mittelmäßigkeit wie Spreu vor dem Winde davonfliegt. In der That hat keine Aristokratie der Welt eine solche Menge von Mitgliedern aufzuweisen deren hochgebildeter Geist in fördernder Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, in staatsmännischer Wirksamkeit hervortritt. Wo sind in Oesterreich die Spencer, Holland, Byron, Rosse u. s. w.? Statt ihrer hatten wir einen Fürsten der mit einem Einkommen von Millionen sich weigerte ein Unternehmen fortzusetzen und zu vollenden, das von seinem Vorgänger begonnen bloß die Kunst betraf; wir haben hochadelige Damen die sich schämen daß ihr Bruder „schriftstellert“, und eine Menge von ungarischen Magnaten, böhmischen und andern Feudalherren denen Pferde,

Hunde und Maitressen das Höchste und Einzige im Leben sind welches ihre Thätigkeit und ihr Vermögen in Anspruch nimmt. Mögen die Zeichen einer Reaktion welche sich in dieser Beziehung ankündigen will, nicht trügen, und ein Mann den sein Geist noch mehr adelt als seine Geburt recht viele Gleichbegabte und Gleichgesinnte finden.

In England treten die nachgebornen Söhne des Adels in die Reihen einfacher Bürger oder Gentlemen zurück und verhindern so jedes schroffe Gegenüberstehen der Stände. Sie bilden vielmehr ein höchst wohlthätiges Verbindungsglied, welches jedoch in Oesterreich entweder ganz fehlt oder durch den niedern Adel nur sehr unvollkommen ersetzt wird. Mögen die Metternich, Lichtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz hunderte von Kindern haben, es sind alle Fürsten; die der andern wenigstens Grafen, und eben so erben die gräflichen und freiherrlichen Titel auf alle Glieder der Familien. Aber mit den Titeln erben auch die Ansprüche, und wenn der jüngere Sohn eines englischen Marquis oder Viscount es nicht verschmäht die Stelle eines Subalternoffiziers oder Beamten, eines Landpfarrers zu bekleiden, so kann der eines österreichischen Grafen, welcher selbst Graf ist, sich einer solchen Herabwürdigung nicht unterziehen, und wird daher, ist er gleich unwissend oder talentlos, eingeschoben, begünstigt und befördert bis er seine bürgerlichen Mitbewerber weit hinter sich hat. Unglücklicher Weise läßt sich das Vermögen nicht eben so vertheilen, wie der Titel, daß jeder das Ganze bekommt, und so stößt man in dem prachtvollen Gebäude, trotz der Majorate, auch auf Trümmer ehemaliger Größe, deren Adel dem Fasse gleicht welches tönt und leer ist. Die Zeiten sind vorüber, in denen das Capital eines loyalen Cavaliers nur aus

Schwert, Sporen und Roß zu bestehen brauchte um die reichsten Zinsen zu tragen; auch machen die Kriminalgesetze, wenigstens in der Theorie, keine Ausnahmen zu Gunsten der Raub-Ritter und Grafen. Manche Familien würden die hungrigen Löwen und Adler ihrer Wappenschilder gerne veräußern; aber die Regierung hat sich das Monopol des Handels mit Adelsbriefen vorbehalten, und dieses Eigenthum unterscheidet sich vom andern auch dadurch daß man es wohl kaufen, allein nicht verkaufen kann. In England bleiben Titel und Güter in einer Hand vereinigt; dieß erhält den Glanz des Hauses und flößt der Menge Achtung ein, die sich vor dem reichen Lord beugt. Dort finden jene traurigen Mißverhältnisse zwischen dem Rang und den Mitteln ihn zu behaupten nicht statt, denen wir in Oesterreich begegnen; hier sind sie ein Uebel in dessen Gefolge Bettelstolz, Anmaßung und Herabwürdigung der Staatsämter zu Versorgungsanstalten für heruntergekommene Adelige angetroffen werden.

So „exclusiv“ die höhere Gesellschaft Englands ist, so hängt doch die Zulassung in dieselbe nicht von der Zahl der Ahnen ab und ihre Elasticität ist bedeutend größer als die der österreichischen. Die aristokratischen Kreise der Hauptstadt werden von den Provinzen nachgeäfft und sogar überboten; in G. z. B. besteht ein Casino dessen Thüren sich nie für eine Frau ohne „von“ öffnen (gegen Männer ist man nachsichtiger); dasselbe ist, nur auf kleinstädtischere und verzerrtere Weise, in L. der Fall, und die emanzipirten Plebejer werden mindestens in der Umgangssprache geadelt.

Die öffentliche Meinung ist in England der Aristokratie nicht ungünstig gesinnt; sie ist geneigt ihr vieles zu verzeihen und zu gut zu halten, und wenn auch Ir-

lands hundertjährige Mißregierung, die ungeheure Schuldenlast und einige andere kleine Posten größtentheils auf ihre Rechnung kommen, so wird man sie deßwegen doch nicht zur Verantwortung ziehen und in einer Nationalversammlung über Bord werfen. In Oesterreich kann sich keine öffentliche Meinung bilden, wenigstens nicht äußern und die einzelnen Stimmen welche hier und da laut werden verhallen ungehört. Sie verlangen nicht plötzliches und gewaltsames Umhauen der alten verdorrten Stämme; mögen sie verfaulen oder sich verjüngen und mit der Frühlingslandschaft in Einklang setzen welche rings um sie aufzublühen beginnt. Sie verlangen nur gleiche Berechtigung und Pflege für die jungen emporstrebenden Bäume, und wünschen daß eine Regierung deren Oberhaupt in seinem Wahlspruche ausdrückt, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei, dies praktisch auch dadurch bethätige daß sie den Zufall nicht über das Verdienst stellt. Sie wissen recht gut daß selbst in der verdorbensten Aristokratie der Geburt noch mehr Poesie liegt, als in der des Geldbeutels, und würden, hätten sie die Wahl frei, keinen Augenblick in derselben zögern. Wohl gibt es kein Jüstemilieu zwischen Recht und Unrecht, aber es gibt eines zwischen zwei Extremen.

Das Beamtenthum.

Ein sehr anziehender Gegenstand des Studiums ist der österreichische Staatsschematismus dessen Lectüre ich wegen der blühenden Sprache, der zierlichen Gediegenheit des Styls, der gediegenen Tiefe des Inhalts allen empfehle

die ihn noch nicht gelesen haben. Er zergliedert den Bau jener stolzen Pyramide welche auf der Grundlage unzähliger Schreiber der verschiedensten Benennungen sich endlich in die Staats- und Conferenzminister und das unverantwortliche Haupt zuspitzt: er lehrt uns wenigstens die Namen einiger Gänge jenes Labyrinths kennen, in dem ein zweiter Theseus mit dem Minotaurus der Revolution kämpft, oder nach einer andern Lesart ihn schon besiegt hat; er ordnet mit linneischer Systematik die Familien, Geschlechter, Arten und Abarten der Schmarotzerpflanzen die auf unserem vaterländischen Boden so üppig gedeihen, wie einst auf der deutschen Eiche die heilige Mistel; er ist die große Musterrolle des stehenden Heeres von Beamten, an welches der Prophet vielleicht dachte, als er von den Heuschreckenschwärmen sprach die über Israel hinziehen und es verwüsten werden. Ich wenigstens empfand einen ähnlichen Eindruck, als ich von Metternichs Collegen bis zu jenen die da Zoll einnehmen an den Wegen, oder die Thüren der Rathssäle hüten, alle durchgemustert hatte, welche das Recht haben zu sagen: „Ich bin ein kaiserlicher Beamter", und sich dabei in die Brust zu werfen.

Der verstorbene Fürst Pückler, der bekanntlich eine ungemein große Vorliebe für die preußische Beamtenaristokratie hatte, berechnete irgendwo, durch wie viele amtliche Hände dort eine, ich weiß nicht mehr welche Kleinigkeit gehen müßte um zur Entscheidung zu gelangen: in Oesterreich hätte er ein ausgedehntes Feld für diese Art der angewandten Mathematik finden und seine Beobachtungen über die Menschenrace die man Beamte nennt, in großartigem Maßstab anstellen können. Denn auch hier ist dafür gesorgt, daß der Geschäftsgang nicht zu

einfach, der Einzelne nicht zu sehr beladen werde; auch hier gibt es Controlen für die Controleure der Controlen, und auch hier wird trotz dieser der Staat d. h. das steuerzahlende Volk jährlich um einige Kreuzer geprellt, so daß es von Zeit zu Zeit nothwendig wird, ein Exempel zu statuiren nach der Melodie des bekannten Sprichwortes: Die kleinen Diebe u. s. w. Nebstdem hätte der verstorbene Fürst einige bemerkenswerthe Pflanzenvarietäten studiren können, welche in dem dürren Sandboden der Mark nur kümmerlich fortkommen, während sie in der fetten Dammerde Oesterreichs üppig wuchern, z. B. die Hofräthe. Im übrigen Deutschland, besonders in Preußen, ist es mit den Hofräthen schon so weit gekommen, daß sie mit den Doktoren der Philosophie beinahe auf gleicher Linie stehen, fürwahr ein höchst trauriges Loos! Um so trauriger, wenn sie nach ihren Titelcollegen an der Donau blicken. Ich selbst hatte einst Aussichten Hofrath zu werden (ich war damals 12 Jahre alt); allein sie haben sich zum Glück nicht verwirklicht, denn wäre ich's geworden, so würde das Publikum nicht das Vergnügen haben diese Blätter zu lesen. Ein österreichischer Hofrath schreibt in der Regel nichts, und ich kenne nur zwei lebende Ausnahmen von freilich sehr verschiedener schriftstellerischer Berühmtheit — eine todte ist der Hofrath Born, der die Amalgamation des Quecksilbers und die Classification der Mönche erfand. Dafür bekommt er einen jährlichen Gehalt von 4000—6000 fl. C.-M., und gehört naturgeschichtlich zu jenen welche der gemeine Mann „große Thiere", der Kanzellist „Ew. Gnaden" zu nennen pflegt. Solche Hofräthe gibt es nun 1—2 Centurien, von denen die meisten als Glieder der Hofstellen in Wien residiren,

die übrigen aber unmittelbar an der Beglückung der Provinzen arbeiten.

Eine eigenthümliche Abart von Beamten sind die „Ueberzähligen" und „Unbesoldeten", welche vorzugsweise bei den politischen Stellen, den Gubernien oder Regierungen und Kreisämtern angetroffen werden. Diejenigen hochadeligen Genies welche sich herablassen die Schlösser ihrer Ahnen und den ritterlichen Degen mit den Kanzleien und der Feder zu vertauschen, halten es unter ihrer Würde eine Besoldung anzunehmen, bis sie ein gewisses Minimum erreicht hat, und es ist zu bewundern mit welch wahrhaft republikanischer Uneigennützigkeit sie es vorziehen einige Jahre nichts zu bekommen, und dann gleich mit 2000 Gulden anzufangen, als eine doppelt oder dreimal so lange Zeit mit dem dritten oder vierten Theile dieser Summe vorlieb zu nehmen. Ich will diese Praxis durch ein Beispiel deutlich machen. Graf N. tritt als Praktikant bei dem Gubernium ein, wird in zwei Jahren unbesoldeter Kreiskommissär, dann unbesoldeter Gubernialsekretär oder etwas ähnliches, und wegen seiner ausgezeichneten Talente und bisherigen unentgeltlichen Dienstleistung nach sechs bis acht Dienstjahren zum Gubernialrath mit 2000 bis 3000 Gulden Gehalte befördert. N. N. tritt zu gleicher Zeit ein, prakticirt sechs bis acht Jahre, wird dann besoldeter Kreiskommissär mit 700 bis 1000 Gulden Gehalt, und erreicht, wenn er vom Glücke begünstigt ist, in fünfzehn bis zwanzig Jahren die Stufe, von welcher sein einstiger College schon längst zu einem Präsidentenstuhl hinaufgehüpft ist. Bei den richterlichen Behörden die auch in Oesterreich die ehrenwertheste Klasse bilden, hat man erst vereinzelte Versuche gemacht dieses Unwesen einzuführen; zum Glück übt die Art der Wirk-

samkeit, der Ernst des Amtes von selbst einen abschreckenden Einfluß auf jene gesellschaftlichen Drohnen aus.

Wir haben freilich keine Charte in der es heißt daß alle Oesterreicher vor dem Gesetze gleich sind; aber ich denke, dieser Artikel ist in das Herz jedes redlichen Mannes so deutlich eingeschrieben, daß er seine Verletzung, auch wenn sie gegen keine Constitution verstößt, weil keine vorhanden ist, stets als eine Handlung brandmarken muß gegen die sich das öffentliche Gewissen empört. Bei der Besetzung von Offiziersstellen, besonders höhern, ist es fortwährend Regel geblieben den Adel nicht blos zu begünstigen sondern fast ausschließend zu berücksichtigen, und man braucht nur die Listen der angestellten und nicht angestellten Generale, der Regimentscommandanten und Stabsoffiziere zu durchblicken um sich davon zu überzeugen; auch will ich über diesen Gegenstand nicht mehr Worte verlieren und es übergehen, daß Napoleon seine Siege nicht mit den Ahnen seiner Generale erfocht, da es allgemein angenommen zu sein scheint, das Heer sei eine Versorgungsanstalt für adelige Müssiggänger.

Auch ist es unvermeidlich, nachdem die Zeiten vorüber sind wo Gott selbst die Richter in Israel bestellte, daß zuweilen etwas anders berücksichtigt wird als Verdienst und Brauchbarkeit; allein es soll nicht zum System werden, von der Ertheilung eines Stipendiums an Studirende an bis zur Ernennung von Chefs der Behörden, Adelige, Verwandte und Protegirte aller Art auf Kosten derjenigen zu begünstigen, welche nichts als Talent, Fleiß und Dienstjahre in die Wagschale legen können. Es gibt einige Familien welche für Oesterreich das sind, was die Beresford für die Hochkirche Irlands, und diese Thatsachen sind so allgemein bekannt, das Axiom daß man

ohne Protection nicht weiter kommt ist so unbestritten, daß es eben so lächerlich wäre sie in Abrede zu stellen, als unnütz Beweise anzuführen auf welch ungescheute Weise der gröbste Nepotismus in Oesterreich sich breit macht.

Ein Mangel ohne welchen der Staatsschematismus noch mehr Interesse böte besteht darin daß den Namen der Behörden und Beamten nicht die Summen beigefügt sind, welche sie offiziell kosten. Zwar bliebe auch dann noch eine bedeutende Lücke auszufüllen in der z. B. das begriffen wäre was nicht auf dem Besoldungsbogen steht, wie der Werth der Herrschaften welche irgend ein hochgestellter Finanzmann von Zeit zu Zeit aus seinen Ersparnissen sich ankauft u. a. m.; aber man könnte doch wenigstens ungefähr die Tiefe eines der Abgründe messen, in welche der Abgabenpaktolus in goldenen Cascaden sich stürzt. Ich bin nun allerdings nicht der Meinung, daß man diejenigen welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Aktenstaub und hinter den Schreibtischen der Kanzleien zubringen gerade so reichlich füttern müsse daß sie nicht Hungers sterben; ich glaube vielmehr daß die als Beamten an die Staatsgaleere geschmiedeten Sclaven nicht nur anständig sondern selbst reichlich bedacht werden sollen, daß es keine verkehrtere Oekonomie geben kann als dort sparen zu wollen wo der Diener die Mittel in Händen hat sich selbst bezahlt zu machen, und daß man mit wenigen gut gewählten, gut bezahlten und darum pflichtgetreuen Dienern mehr ausrichte, als mit vielen hungerleidenden Nichtsthuern oder Betrügern. Aber der Glanz eines Kaiserthrones erfordert nicht daß man ihn mit einer Schaar üppiger Sykophanten umgibt, welche sich auf der Stufenleiter vom Obersthofmeister bis zum letzten

Hofküchenjungen bewegen; das Wohl des Reiches erfordert nicht daß man seinen höchst- und hochgestellten Dienern ungezählt Tausende zuwirft, während mancher Dorfschulmeister der vielleicht angestrengter arbeitet und nützlicher wirkt mit Noth und Elend kämpft; es fordert nicht daß man die Beamtenhierarchie zur Hydra mache welche mit zahllos anschwellenden Ringen den Staat umschlingt. Wollt ihr aber sparen, so beginnt von oben, vertheilt den Lohn nach der Arbeit, vereinfacht den Geschäftsgang, eröffnet den Köpfen und Händen welche dann in den Kanzleien überflüssig werden neue Bahnen, statt wie bisher alle Versuche dieser Art mit gelb und schwarz gefärbten Schranken zu umgeben; dann übt strenge Kontrole, fordert von denen deren Arbeit ihr für den Staat in Anspruch nehmt, indem ihr ihnen reichliche Vergeltung gebt und das Loos ihrer Wittwen und Waisen sichert, fordert von ihnen strenge, unermüdete Pflichterfüllung, fordert sie von allen, und seht zu daß sie euch werde.

Ihr aber da unten, lest den Staatsschematismus, berechnet dazu die Anzahl derjenigen mit denen man eure Liebe bewacht, und klagt nicht mehr über Steuerdruck, klagt nicht mehr darüber daß mehr als zwanzig Friedensjahre eure Lasten nicht vermindert haben. Vermißt in eurem Lande nicht die Kunstschöpfungen Bayerns, die Schulen Preußens, die Industrie Sachsens — ihr habt ja dafür eine Million Soldaten und Schreiber als Ersatz.

Jesuiten und Prälaten.

Daß unsere Zeit an Extremen die fruchtbarste ist, beweist auch ein Ereigniß der jüngsten Tage. Die protestantischen Radicalen Zürichs wollen daß Dr. Strauß ihre künftigen Geistlichen bilde, während die katholischen Absolutisten Oesterreichs den Jesuiten eine Lehranstalt übergeben. Dort handelte man wenigstens scheinbar dem Wesen des Protestantismus consequent; hier nach den Grundsätzen jener rückwärts schreitenden Politik in der man das einzige Heil für die Welt zu erblicken glaubt. Oder will man das Gebäude der Kirche mit neuen Säulen stützen, und sucht dazu diejenigen aus, welche sich schon einmal als morsch erwiesen haben? Die katholische Kirche Oesterreichs bedarf derselben nicht, und wehe jeder die ihrer bedürfte! Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Bedürfniß, aber ich müßte mich der Religion schämen zu der ich mich bekenne, wenn sie sich nicht aufrecht halten könnte ohne die Krücken welche man ihr darbietet, wenn sie nichts wäre als das gefällige Werkzeug in den Händen eines Despoten, mag dieser eine Tiare oder eine Krone tragen; nichts als der Alp der uns in schweren Träumen drückt. Behaltet also die Jesuiten für euch, stellt sie in euern diplomatischen Kanzleien an, wo sie ohnedies Collegen genug haben; aber baut euere Teufelskapellen nicht an den Dom der Kirche, entweiht den Tempel des Herrn nicht zum Kaufhause in dem ihr um Völkerglück feilscht, kuppelt nicht die Religion an die Polizei, um mit dieser Meute euer Wild zu jagen, und geberdet euch nicht so fromm wie eine alte Betschwester, oder wie Judas als er den Meister küßte.

So wenig also die katholische Religion jenen Dank schuldig ist, welche die Jesuiten begünstigen, so wenig ist sie es auch denen welche die Bischöfe ihrem ursprünglichen Berufe so sehr entfremdet und sie aus Nachfolgern der Apostel zu Grundherrn, Kapitalisten und allem eher gemacht haben als zu dem was sie sein sollen: Vorbilder der Priester und Gläubigen in Lehre und Wandel. Ein goldener Stab, ein hölzerner Hirt — sagten unsere Väter, und die englische Hochkirche zeigt wohin die goldenen Stäbe auch in unsern Tagen noch führen. Allerdings läßt sich den Bischöfen eben so wenig zumuthen sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren wie weiland die Apostel, als den Ministern den Pflug zu führen wie Cincinnatus; doch, scheint es, hat man sich von dieser alterthümlichen Einfachheit etwas zu weit entfernt, und wenn, wie es in der Schrift heißt, der Priester vom Altare leben soll, so werden darunter nicht Paläste, Landhäuser, Viergespanne u. s. w. verstanden. Kein Volk hält seit Jahrhunderten treuer an seinem Glauben als das irische, obwohl seine Bischöfe nicht zu den weltlichen Fürsten gehören und über Tausende verfügen; nirgends war die Kirche entarteter und die Religion tiefer gesunken als in Spanien und Frankreich, ungeachtet der Klerus die Hälfte des Reiches besaß. Mit welcher Stirne soll ein Bischof die Lehre desjenigen predigen der da sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, wenn ihn vor der Kirchenthüre eine von Gold schimmernde Kutsche und reich galonirte Bediente erwarten um ihn in seinen prächtigen Palast zu einem ausgesuchten Mahle zurückzuführen? Woher soll er den Muth nehmen ein Fastenmandat zu erlassen, er, auf dessen Tafel die Leckerbissen aller Zonen sich begegnen? Diese unnatürliche Ehe zwischen weltlichem Prunk

und geistlicher Demuth, die stets geschlossen wurde, sobald die katholische Kirche aus einer streitenden und unterdrückten sich zur siegenden und herrschenden erhob, war und ist eine Hauptquelle so vieler Abfälle und Spaltungen, und eines der größten Hindernisse, welches der Reconstruirung des hierarchischen Baues auf den Grundlagen wahrer Katholicität entgegensteht.

Es gibt in Oesterreich Bisthümer deren Einkünfte die manches deutschen Fürstenthums übersteigen, und kein deutscher Bischof bezieht dort, wenn ich nicht irre, weniger als 12,000 Gulden C. M. Dieß macht sie weder ehrwürdiger noch tauglicher ihrem Amte mit Segen vorzustehen; vielmehr führt der Prunk welcher sie demzufolge umgibt, eine Scheidewand auf, die sie nicht nur schroff von den ärmern Classen ihrer Diöcesanen trennt, sondern auch den Abstand zwischen ihnen und den einfachen Priestern zu grell macht. Die hohe Würde der Religion imponirt uns nicht durch den Kirchenfürsten in prangenden Gewändern der in glänzender Staatskutsche fährt — sie ergreift uns mächtiger im Leben eines armen Landpfarrers der seine Tage voll Mühsal und Entsagung im einsamen Gebirgsdorfe zubringt.

Wir haben es in Oesterreich freilich mit keinem Episkopate zu thun wie es in Frankreich vor der Revolution gewesen sein mag, und ich wüßte wenige unter den Collegen und Nachfolgern der Salm, Hohenwart, Rudnay, Pyrker, denen ich ihre Einkünfte nicht von Herzen gönnte; auch wünschte ich nun und nimmermehr in meinem Vaterlande jene Leichtfertigkeit zum Prinzip erhoben zu sehen mit der man sich nicht schämt, was unsere Väter im frommen Glauben zum Heil ihrer Seele auf den Altar der Kirche legten, nicht nur zu unkirch-

lichen, sondern manchmal zu sehr unheiligen Zwecken zu verwenden; aber ich zweifle nicht daß es auch hier eine Weise gibt die Achtung für die Vergangenheit und das Bestehende mit den Forderungen zu vermitteln welche unsere Zeit so gut an uns stellt, wie die Vergangenheit solche an unsere Väter stellte. Keinem Regenten fällt es jetzt mehr ein, ein Bisthum zu errichten und ihm zur Dotation Güter im jährlichen Ertrage von 50,000 Gulden C. M. anzuweisen; allein es ist nicht weniger unpassend solche Stiftungen aufrecht zu erhalten, dort aufrecht zu erhalten wo es Kapläne und Schullehrer gibt welche für den tausendsten Theil dieses Jahrlohns im Weinberge des Herrn arbeiten müssen; und nur Thorheit oder Heuchelei kann mit dem Buchstaben einer alten Urkunde Abgötterei treiben und darüber den Geist vergessen.

Kirchliche Beschlüsse regeln die Verwendung des Einkommens der Kirchen und ihrer Diener; mögen daher wenigstens diejenigen, von deren Vorgängern sie erlassen wurden, auch in dieser Beziehung nicht bloß Hüter und Bewahrer der ihnen anvertrauten Ueberlieferungen sein, möchten sie in keiner Beziehung den Hunden gleichen welche die unterirdischen Schätze bewachen, sondern jenen die sie mit der Wünschelruthe an den Tag fördern.

Das Schulwesen.

Man wird sich wohl kaum verhehlen können daß Oesterreich, ein Staat von 33 Millionen Einwohnern, in Bezug auf wissenschaftliche Bildung gegen das übrige

Deutschland weit zurück stehe. Und was ist die Ursache? Nebst dem Geiste der Regierung in deren Interesse es liegt den freien Flug des Geistes zu hemmen, oder wie Rotteck sehr richtig bemerkt, gegen die Ideen zu kämpfen, ist nach meiner Meinung der Grund der wissenschaftlichen Thatlosigkeit vorzüglich in dem Zustande des Schulwesens zu suchen. Ich beschränke mich auf die sogenannten gelehrten Schulen und spreche daher nicht von den Volks- oder wie man sie in Oesterreich heißt, deutschen Schulen. Diese sind zahlreich, gut organisirt, und der Lehrplan hat viele Vorzüge, wenn auch die bessere Einrichtung mancher Schulbücher zu wünschen wäre und der Einfluß der Geistlichen denen das Gesetz die Leitung derselben in scientifischer, moralischer und religiöser Beziehung ausschließlich übergibt, auch hier etwas beschränkt, und den Lehrern mehr Spielraum gelassen werden sollte. Auf Erlernung der Anfangsgründe alles menschlichen Wissens werden 4—5 Jahre verwendet, und hat nun der Knabe die deutschen Schulen hinter sich, so wird im Familienrathe verhandelt was ferner mit ihm zu machen sei. Sind die Aussichten und Verhältnisse nicht ganz niederschlagend, so geht der Beschluß wohl dahin man müsse ihn studiren lassen. Darunter wird nun ganz und gar nicht verstanden daß man die Absicht habe den Knaben gelehrter, verständiger besser machen zu lassen, was er ohnedieß in den Schulen nicht in sehr hohem Grade werden kann: er soll bloß so viel Zeugnisse erhalten als nothwendig ist um sich dann zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wenden zu können. Er tritt nun zuvörderst in das Gymnasium ein, wenn er das gehörige Alter hat, denn Knaben unter 10 Jahren sind zu jung, solche über 14 zu alt um die Vorhallen des Tempels der

Wissenschaften, d. h. desjenigen welcher in Oesterreich sich erhebt zu betreten.

Das Gymnasium ist eine Anstalt in welcher man durch sechs Jahre in der christkatholischen Religion unterrichtet wird und nebenbei auch Griechisch und Latein, Geographie und Geschichte, Archäologie und Arithmetik lernen kann. Das wäre nun alles recht schön, wenn es nur auch wahr wäre. In der griechischen Sprache bringt man es kaum weiter als bis zum Lesen, und das Latein wird den Schülern durch immerwährendes Ausarbeiten von Aufgaben und Einlernen der Regeln so verhaßt daß sie es als ein eigentliches Marterwerkzeug betrachten. Von dem was man classisches Studium nennt, ist dabei keine Rede. Geographie ist in der ersten Classe ein Wust mathematischer und astronomischer Definitionen die den Schülern jetzt noch unmöglich deutlich gemacht werden können, und in den folgenden eine Aufzählung statistischer Merkwürdigkeiten; Geschichte durchaus nur ein mageres Verzeichniß von Regenten, Kriegen und Friedensschlüssen, wenn man auch die im letzten Jahre vorkommende alte Geographie und Geschichte ausnimmt. Archäologie wird vernachlässigt, und in der Arithmetik wird kaum mehr vorgetragen als die vier Species, kurz so viel als ein Knabe von mittelmäßigem Talent in drei Monaten leicht erlernen kann. Naturlehre und Naturgeschichte, zwei für die Jugend so anziehende Fächer, machen nach dem jetzt in Kraft stehenden Studienplan keinen Gegenstand des Unterrichtes mehr aus.

Damit beschäftigt man sich sechs Jahre lang, und auf daß niemand früher gelehrt werde, ist es verboten die Prüfungen über all diesen Kram in kürzerer Zeit zu machen.

Daraus ist wohl leicht zu ersehen wie es mit dem zweiten Grade der Vorbildung für Leben und Wissenschaft beschaffen sei; doch ebenso, wenn nicht schlimmer, sieht es bei der weitern Ausbildung aus. Man hat das Gymnasium zurückgelegt und tritt in die philosophischen Studien ein. Nun, die Benennung ist anmaßend genug, was aber ist hinter ihr? Sehr wenig. Die philosophischen Studien bestehen aus zwei Jahrgängen, in deren erstem Anthropologie, Logik, Metaphysik, Arithmetik, Geometrie, Philologie und Religionsphilosophie, im zweiten wieder Religionsphilosophie, Moralphilosophie, Naturlehre und Philologie als obligate Gegenstände vorgetragen werden. „Obligat" ist ein Kunstausdruck und bezeichnet die Vorlesungen zu deren Besuch alle Studirenden verpflichtet sind. Diejenigen welche Schulgeld (eine jährlich dem Aerar zu entrichtende Summe von 18 Gulden Conventionsmünze) zahlen, erlangen dadurch das Recht etwas unwissender zu sein als die übrigen, und brauchen Welt- und Naturgeschichte nicht zu hören, zwei Wissenschaften welche also nur wie Anhängsel betrachtet werden. Hierzu kommt noch die ebenfalls dem Privatfleiße überlassene Erziehungskunde *), Landwirthschaftslehre, und auf Universitäten Aesthetik, Geschichte der Philosophie, österreichische Staatengeschichte, Diplomatik, hier und da auch die französische, italienische, englische und wohl auch eine slawische Sprache. Diese Vorlesungen sind die einzigen welche gehalten werden, denn das Institut der Privatdocenten oder Lektoren findet sich in keiner Fakultät.

* Es ist bezeichnend daß der Besuch dieser Vorlesung nur den Studirenden der Theologie zur Pflicht gemacht ist.

Das eben angeführte gäbe kein ganz unerfreuliches Bild, doch darf man sich ja nicht vom ersten Eindruck einnehmen lassen, denn er täuscht, wenigstens hier.

Nimmt man auf die Anstellungsart der Lehrer Rücksicht, so können die Mängel dem unbefangenen Auge nicht entgehen. Bei der Besetzung der Lehrkanzeln werden in der Regel nicht literarischer Ruf und Kenntnisse beachtet, sondern Protektionswesen auf der einen und Kriecherei auf der andern Seite sind die Hebel. Diejenigen welche sich um eine Lehrstelle bewerben, sind zwar verpflichtet einen sogenannten Concurs zu machen, d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen schriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts erzweckt, indem selten auf die Antworten, sondern gewöhnlich auf ganz andere Dinge gesehen wird. So geschieht es daß Lehrer angestellt sind welche man anderswo kaum zu famulis brauchen könnte. Es wäre leicht Beispiele von allen Universitäten und Lyceen anzuführen, ni odiosa essent.

Eben so wenig die Selbstthätigkeit der Lehrer wie jene der Schüler befördernd ist die für alle Unterrichtsanstalten geltende Weisung sich an die vorgeschriebenen Lehrbücher zu halten, welche seit einiger Zeit besonders streng eingeschärft wurde. Diese Lehrbücher sind nun sehr verschiedenartig und wechselnd; einige wollen behaupten die früher gebrauchten seien meistens besser gewesen und die neuern hätten ihr Dasein weniger den Fortschritten der Wissenschaften als finanziellen Speculationen zu danken. Bischof L * * soll in der auf Pädagogik angewandten Finanzwissenschaft ein Meister gewesen sein. Ich führe einige dieser Lehrbücher an:

An den Gymnasien sind sie anonym, fast ausschließend Piaristenmachwerk.

Die Religionsphilosophie wird nach einem aus dem großen Werke Frints von Leonhard gefertigten Auszug vorgetragen. Die Welt kennt Frint als den Gründer des in Wien bestehenden höhern Bildungsinstitutes für katholische Geistliche und als Verfolger Bolzanos und des Bischofs von Leitmeriz, daher muthe ich auch niemandem zu seine zahlreichen religionsphilosophischen Werke zu lesen und enthalte mich jedes Urtheils darüber. Uebrigens sind sie vom Papste gebilligt.

Philosophie wird nach Carpe gelesen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieses Namens und weiß auch nicht welcher Schule er angehört. Einige sagen er sei ein Eklektiker, d. h. er habe überall das Schlechteste herausgesucht; aber wie gesagt ich weiß es nicht. Doch zeigt die Erfahrung daß er durchaus nicht gefährlich ist, denn er hat keine Anhänger.

Appeltauers Mathematik ist freilich schon alt und schwach, aber — transeat.

Die Naturlehre Baumgartners ist den Gelehrten von Fach vortheilhaft bekannt, wenn es auch zu bedauern ist, daß die Herausgabe des Ettingshausen'schen Werkes ins Stocken gerieth. Eine, verschiedene Abschnitte aus griechischen und römischen Classikern enthaltende Chrestomathie dient den Vorlesungen über Philologie zur Grundlage. Sie gehen wie gesagt durch beide Jahre des philosophischen Studiums fort, allein man kann durch sie selbst bei dem besten Willen mancher Lehrer nicht einmal gründliche Sprach- viel weniger philologische Kenntnisse erlangen. Davon ist nun vollends gar keine Rede, daß man in den Geist des Alterthums eingeweiht werde.

Naturgeschichte ist ein harmloses Studium, man hat noch für kein approbirtes und censirtes Lehrbuch gesorgt.

Und endlich die Weltgeschichte! Clio hat den Verfasser des vorgeschriebenen Leitfadens in ihrem Labyrinthe sicher nicht begeistert. Er ist D. Jakob Brand, allein damit hat es keine Gefahr, an seinem Buche entzündet man sich nicht. Es ist ein Register der Fürsten, welche regiert, der Kinder welche sie gehabt, und der Kriege welche sie geführt haben, und schließt sich so würdig an die einzelnen Lehrbücher an den Gymnasien an. Man sollte es alphabetisch einrichten, dem Gedächtnisse zur Erleichterung.

Auf diese Weise also wird dem österreichischen Professor sein Amt sehr erleichtert, und nirgends wird einem der Titel von Lamettries Buche: l'homme machine klarer als hier. Ein sich streng nach den Vorschriften haltender Professor setzt sich auf den Katheder, nimmt das vorgeschriebene Lehrbuch zur Hand und liest daraus während der vorgeschriebenen Stunden auf die vorgeschriebene Weise. Dieses wiederholt er alle Jahre, so lange bis er entweder in seinem Berufe stirbt oder mit dem Titel eines k. k. Rathes pensionirt wird.

Nach jedem Semester finden Prüfungen statt. Ist dieß auch in den untern Schulen zu billigen, so halte ich es doch in den höhern für mehr oder weniger unzweckmäßig. Denn dadurch geschieht es daß die Studirenden statt sich um die Erlernung der Wissenschaften ernstlich zu bekümmern, nur trachten gute Zeugnisse zu erhalten, weil sie wissen daß man sie bei ihrem Eintritt in Staatsdienste u. s. w. nicht um ihre Kenntnisse, sondern um ihre Zeugnisse fragt. Allein fleißiges Studiren ist nicht der ausschließliche, nicht einmal immer der sichere

Weg dazu, und Glück, Gunst der Professoren, durch Schmeichelei, Zuträgerei oder gewichtigere Beweise von den Fähigkeiten (facultates) des Bewerbers erkauft, entscheiden sehr oft über die Note, welche in die Zeugnisse eingetragen wird.

Alle Professoren, mit Ausnahme einiger Ordensgeistlichen, sind vom Staate besoldet und haben von den Studirenden kein Honorar zu beziehen. Dieß ist auch recht gut, so lange die gegenwärtige Einrichtung des Schulwesens fortbesteht; denn wäre es nicht der Fall, so würden die Lehrer, um mehr Schüler an sich zu ziehen, einander nicht durch Entfaltung von ausgebreiteterem Wissen, sondern dadurch zu übertreffen suchen daß sie bei möglichst geringer Menge von Kenntnissen den Schülern die möglichst besten Zeugnisse ausstellen. Die Gehalte der Lehrer sind sehr verschieden; diejenigen unter den Gymnasiallehrern welche am schlechtesten bedacht sind, bekommen 400 Gulden Conventionsmünze, Professoren der philosophischen Studien können bis 1000 Gulden steigen. Doch gibt es Professoren der Philosophie welchen der Staat jährlich 600 Gulden zuwirft, gerade so viel wie ein niederer Hofkeller- und Küchenbeamter oder ein Kanzleiverwandter minorum gentium, sonst Copirmaschine genannt, auch bekommt.

Es hat nicht an Versuchen einzelner Professoren gefehlt sich zu emancipiren; allein man stellte eine Warnungstafel auf mit der Inschrift: Bolzano. Dieser hätte in neuester Zeit bald einen Nachfolger an einem der beliebtesten Lehrer der Universität G * * gefunden; allein der Schuldige wurde amovirt und promovirt.

Und doch gibt es eine Partei in Oesterreich welcher selbst dieses verkümmerte wissenschaftliche Leben noch zu

üppig ist. Sie besteht aber Gott sei Dank! größtentheils nur aus Leuten welche die Tonsur nicht bloß haben sondern auch tragen. Diese blicken sehnsüchtig nach den Jesuiten und würden im Nothfalle auch mit den Liguorianern vorlieb nehmen. Einer ihrer Lieblingswünsche besteht darin, daß der Religionsunterricht noch mehr ausgedehnt werde und zwar selbst auf die juridischen und medicinischen Facultäten. Man brauchte, wie sie in der Einfalt ihres Geistes meinen, keine neuen Lehrbücher fabriciren zu lassen, sondern bloß eine neue Auflage (etwa von 33 Millionen Exemplaren) des Katechismus des ehrwürdigen P. Canisius zu veranstalten. Herr, erlöse uns vom Uebel!

Die Censur.

Ich glaube, Katharina machte den Versuch die Preßfreiheit in Rußland einzuführen; allein da unter den ersten Früchten derselben ein republikanisches Pamphlet und eine persönliche Satyre auf die Monarchin sich befanden, so beeilte sie sich den gefährlichen Gast fortzuschaffen und schickte die Verfasser jener Schriften nach Sibirien. Auch die josephinische Periode brachte nicht vieles von bleibendem Werthe hervor: Oesterreich hatte zu tief geschlafen, und der Ruf Josephs konnte es wohl wecken, aber es rieb sich noch lange vom ungewohnten Tageslichte geblendet die Augen. Es war kaum der Mühe werth; als sie den Kaiser in die Gruft senkten und die Preßfreiheit zu ihm in den Sarg legten, begab sich auch Oesterreich wieder zur Ruhe und redet nur manchmal auf

wie im Traum. Jetzt bewegt sich in Katharinas Reiche die Presse freier als in Josephs Staaten, und was Puschkin sang, hätte in Oesterreich die Censur gestrichen.

Ich habe einmal darüber nachgedacht was die Oesterreicher thäten wenn z. B. die Allgemeine Zeitung verboten würde. Es wäre ohne Zweifel eine sehr zweckmäßige Maßregel, und ich kann aus eigner Erfahrung versichern daß die Allgemeine Zeitung in jungen und alten Köpfen nicht selten Gesinnungen nährt und zur Reife bringt welche denen des Oesterreichischen Beobachters schnurstracks entgegen sind. Ich denuncire also hier die Allgemeine Zeitung und empfehle sie für den Index. Welchen Aufschwung würde dann die einheimische Zeitungsindustrie nehmen, wie sehr würde sich die Literatur der Unglücksfälle, Hausmittel, Beschreibungen der an allerhöchsten Geburts- und Namenstagen veranstalteten Feste u. s. w. vervollkommnen, und welch glückliche Zeiten brächen für die Redaktionen der wiener, prager, grätzer, klagenfurter Zeitung, des tiroler Boten u. a. m. an, die dann nothwendiger Weise das Monopol der Neuigkeitskrämerei erhielten.

Was sagte wohl Charles Nodier dazu, wenn er die laibacher Zeitung zu Gesicht bekäme, welche er einst als Moniteur illyrien redigirte, wenn er sie mit dem unbedeutendsten Departementsjournal seines Vaterlandes vergliche? Arme laibacher Zeitung!

Auch in Deutschland gibt es eine Censur; aber dort ist sie nicht die Sense welche unbarmherzig alles niedermäht was sich über den kümmerlichen Graswuchs des Bodens erhebt, dort hat sie Achtung vor dem Ernst der Wissenschaft, vor dem Griffel des Genies. In Oesterreich entgeht nichts ihren Harpyenklauen; vom Theater-

und Speisezettel bis zum bändereichen Werk das die Studien und Arbeiten eines Lebens umfaßt, wird alles beschnüffelt, und kein Quarantainedirektor kann genauer und ängstlicher sein als ein österreichischer Censor. Ihr Dichter und Denker meines Vaterlandes, euch begeistert als zehnte Muse die Censur, statt der Lyra den Rothstift in der Hand, und wollt ihr ungekränkt in der Heimat sterben, so müßt ihr schweigen, fühlt ihr auch Kraft in euch zu arbeiten wie eure Freunde jenseits der Grenze, schämt ihr euch auch der gezwungenen Unthätigkeit, der gemeinsamen Schmach, ihr müßt schweigen oder ruhig zusehen wie man den Baum den ihr gepflanzt, der unter euern Händen frisch und kräftig aufwuchs, zuschneidet wie den Taxusstrauch im altfranzösischen Ziergarten. Könnt ihr es nicht, so beseht euch das Gesetz und seine Nase — glaubt ihr sie ungestraft drehen zu können, so versucht es und Glück auf!

Ich will diese Blätter nicht mit Censuranekdoten füllen — es hieße Sand in die Wüste tragen — ich will nicht wiederholen was schon tausendmal und viel besser gesagt worden ist als ich es sagen könnte; ich will nicht an jene Zeit erinnern wo man dem Volke die Zügel lockerte, weil es zu einem Satze ausholen sollte welcher dem Reiter sonst leicht hätte den Hals kosten können; wo man es streichelte und mit Versprechungen fütterte, an denen sich das arme Thier den Magen verdarb — aber ich frage euch, wie läßt sich das Vertrauen, das, wie ihr sagt, Oesterreichs Volk an seinen Herrscher knüpft, mit dem Knebel vereinigen womit ihr ihm den Mund verstopft?

Als — ich führe diese Thatsache an, weil ich selbst sehr nahe davon berührt wurde — als vor zwei Jahren

eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen des Theresianums in Wien, Söhne der angesehensten Familien des Reiches, Opfer einer im höchsten Grade strafbaren Nachlässigkeit wurden, veröffentlichte man einen Bericht den die öffentliche Meinung als Lüge bezeichnete, und zwang geachtete Männer ihre Namen darunter zu setzen, obwohl sie von der Falschheit alles dessen überzeugt waren was sie bezeugen halfen. Es gelang vielleicht einige Schwachköpfe irre zu führen, denen Evangelium ist was das offizielle Siegel trägt — und die übrigen haben die Geschichte längst vergessen; aber ich sage mit dem Sprichwort: Wer einmal lügt u. s. w., und frühere wie spätere Ereignisse haben nicht dazu beigetragen meine Ansicht zu ändern.

Es gibt sehr viele Preßfreiheiten — so viel als Constitutionen und noch um eine mehr. Man kann sie im Allgemeinen in solche eintheilen die es wirklich sind und in solche die es bloß heißen. Wäre ich Oesterreich, so würde ich mich für jetzt mit einer aus den letztern begnügen; einer Freiheit bei der die Grün und Lenau nicht genöthigt wären ihre Poesien ins Ausland zu flüchten, einer Freiheit bei der Koch- und Gebetbücher aufhören würden Hauptverlagsartikel unserer Buchhandlungen zu sein, einer Freiheit welche die Mitte hielte zwischen Hamburg und Berlin. Nimmt ja auch das grüne Erin Abschlagszahlungen an von England, und Oesterreichs Volk ist kein ungestümerer Gläubiger.

Die alten Stände.

Als ich ein Kind war — ich wollt', ich wär' es noch — wollte ich durchaus Kaiser werden. Niemand hätte mich dann verhindern können so viel Naschwerk zu essen als mir beliebte, und ganze Tage in den Wäldern und auf den Wiesen umherzulaufen um Bäume zu erklettern und Schmetterlinge zu fangen. Später wünschte ich diese Würde um ein allerliebstes Mädchen das ich sehr liebte zur Kaiserin zu machen, und hätte mich das Glück begünstigt, so wäre ich ganz gewiß geworden wie König Arthur der bekanntlich ein großer Pantoffelheld war. Endlich, es war zur Zeit als in den deutschen Kammern sehr viel gelärmt wurde — träumte ich von dieser Standeserhöhung, um meinen geliebten Unterthanen eine Constitution zu geben. Es wäre, dachte ich mir, doch gar zu schön auch eine solche Menagerie von Deputirten zu haben die sich mit einander herumzankten, wobei man aber gleich von Anfang wüßte daß nichts herauskommt; und ich muß gestehen daß ich von dieser Illusion um so weniger ganz zurückgekommen bin, als die feierlichen Landtage denen ich in meiner Provinz so oft beizuwohnen Gelegenheit hatte sie fortwährend wach erhielten. Kann es einen ergreifendern Augenblick geben, als den wo der ständische Kapellan das veni sancte spiritus anstimmend die Gaben des heiligen Geistes auf die Häupter der Volksvertreter herabruft, die eben so wenig wie der heilige Geist daran Schuld tragen, wenn diese Gaben nicht in feurigen Zungen sichtbar werden. Der göttliche Beistand ist erbeten, und ein langer Zug glänzender Kutschen führt die Erwählten an die Thore

des Ständehauses wo eine Compagnie Soldaten mit wehender Fahne und klingendem Spiele das Gewehr präsentirt, und das getreue Volk die Vertreter und Vertheidiger seiner Interessen hoffend und freudig begrüßt. Sie begeben sich in den reichgeschmückten Saal, die Thüren werden geöffnet, die Gallerieen füllen sich, und die landständische Versammlung ist laut des 13. Artikels der Bundesakte konstituirt. Man glaubt sich in das Jahr 1789 versetzt; hier die Prälaten in ihren violetten und schwarzen Gewändern von Sammt und Seide, dort der Adel in glänzenden Uniformen mit Orden bedeckt, im Hintergrund die Mitglieder des tiers état in einfach schwarzer Kleidung — alle ernst, schweigsam, von der Wichtigkeit ihrer Sendung durchdrungen. Jetzt entfaltet der Stellvertreter des Monarchen ein Pergament und liest die Thronrede die man mit gespannter Aufmerksamkeit vernimmt. Nun werden die Erörterungen beginnen; schon spitzen sich die feurigen Zungen, schon höre ich die riesige Beredsamkeit Mirabeau's, die feurigen Ergüsse Fox's, die beißenden Spöttereien Brougham's, die glänzende Sophistik Pitt's, die unbarmherzige Zahlenlogik Hume's, schon winden sich auf ihren Bänken die Ministeriellen unter dem Kreuzfeuer der Opposition — die Abstimmung — die Minister werden in Anklagestand versetzt. —

Sie faseln ja ganz gewaltig, mein Lieber! hören Sie denn nicht den Tusch welcher den Toast begleitet den Se. Excellenz der Herr Ständepräsident auf die Gesundheit Sr. Excellenz des landesfürstlichen Commissärs ausbringt? Die gesetzgeberischen Arbeiten sind schon lange geendet, die Herren Stände haben zu allen allerhöchsten Postulaten einstimmig ja gesagt und das Land hat durch den Mund seiner Vertreter eingewilligt, so

und so viele Millionen in diesem Jahre zu bezahlen: für ihre Verwendung werden schon diejenigen sorgen in deren Taschen sie fließen. Dies ist alles in ein paar Stunden abgethan und jetzt erholt man sich bei einem lucullischen Mahle von den Mühen der Volksvertretung.

Aber wie kann man es wagen zu einer solchen Komödie Gott um seinen Beistand und den heiligen Geist um seine Erleuchtung anzuflehen?

Sie sind kindisch. Lassen Sie uns die Kutschen ansehen und die Pferde welche den Kopf schütteln, aber nicht wage- sondern scheitelrecht gerade wie die Landstände.

Es war nicht immer so. In jenen finstern Jahrhunderten die man das Mittelalter nennt versprachen nicht bloß die Cortes von Spanien ihrem Könige Treue, wenn er sie ihnen hielte; si no, no — und was am Zollfelde in Kärnthen vorging, was die Herren der Steiermark durch den Bischof Leopold von Seckau dem Herzog Albrecht sagen ließen, als er ihnen auf alte Freiheiten den Eid abschlug: „Er soll wissen, daß all Leute wollen ledig sein ihr Eid und Treu, wenn der Tenor also lautet der Handfesten", was die Stände Oesterreichs, Böhmens, Tirols in jenen und in spätern Zeiten thaten, war kein Possenspiel. Aber wir sind aufgeklärter geworden, und weil das historische Recht die Fahne ist unter der wir uns schaaren, so sind wir folgerecht zum ältesten Reiche zurückgegangen und sind Chinesen geworden.

Man hat so lange und so unermüdlich wiederholt, Parlamente und Deputirtenkammern seien revolutionäre, englische, von den Franzosen nachgepfuschte und von den Deutschen nachgeäffte Erfindungen; man hat uns die Ohren mit dem was man die Lügen des Repräsentativsystems nennt, so voll geschrieen, daß der Absolutismus

wieder Mode zu werden beginnt, seine Dilettanten, Paladine und Commis-Voyageurs sich mehren, und es zum guten Tone gehört hie und da einen Witz über die Constitutionen zu reißen. Hier bläst ein König die Verfassung seines Landes mit einem Hauche um, verändert durch ein Cabinetsrescript dessen ganzen Rechtszustand, und verbannt diejenigen welche glauben, daß man mit Eiden nicht spielen dürfe; dort läßt ein anderer diesen oder jenen aus der Mitte seiner getreuen Landstände vor seinem höchsteigenen Bilde Abbitte thun, und schickt ihn dann zur Züchtigung auf irgend eine Festung oder in ein Zwangsarbeitshaus; hier Herabwürdigung der sogenannten gesetzgebenden Versammlung zum Marionettentheater, dort allgemeiner Rückzug, weil man es müde ist den Stein des Sisyphus zu wälzen. Ist es unter diesen Umständen nicht lächerlich für Oesterreich etwas zu fordern, was so aussieht wie eine Deputirtenkammer, viel kostet und nichts einbringt? Haben wir nicht in den Tugenden des Herrscherhauses eine bessere Bürgschaft als in den schwankenden, bestechlichen Mehrheiten eines modernen Staates?

Man hat irgendwo die geistvolle Bemerkung gemacht, daß Gott die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen und Friedrich von Preußen bei weitem nicht alles hätte thun können, wodurch er sich den Beinamen des Großen erworben, wenn sie sich um Stände hätten bekümmern müssen; man könnte eben so geistvoll dagegen einwenden, daß Nero in keinem Falle ein solcher Tyrann geworden wäre, wenn ihm eine römische Deputirtenkammer zur Seite stand. Was die erblichen Regententugenden betrifft, so muß ich darauf aufmerksam machen, daß Domitian ein Sohn Vespasians, Ludwig XVI ein Enkel Ludwigs XV war, und daß, wenn man selbst dieses Princip der Erblichkeit an-

nimmt, erbliche Untugenden nicht weniger im Reiche der Möglichkeit sind. Uebrigens ist es meine unmaßgebliche Meinung, daß den Franzosen eine Revolution, dem Herrn Thiers eine Geschichte und der Welt viel Blut erspart worden wäre, wenn die Vorfahren des königlichen Märtyrers die Parlamente, die Generalstaaten nicht zu bloßen Schattenbildern an der Wand, den Wahlspruch l'état c'est moi nicht zum Leitstern ihrer Regierungsweisheit und Privatlasterhaftigkeit gemacht, und die Zweifler an ihrer königlichen Unfehlbarkeit nicht zu politischen Ketzern gestempelt hätten. Ich will gerne glauben, das was ich hier vorbringe, sei, um es mit einem Kunstausdruck zu bezeichnen, liberales Gewäsch und das berliner politische Wochenblatt habe schon längst nicht nur diese sondern alle möglichen Einwürfe widerlegt welche gegen das System des besten der Republikaner, des Restaurators par excellence, des Zoroasters der Staatswissenschaft, kurz des Herrn von Haller vorgebracht werden können. Ich bedaure auch von Herzen daß die Vorlesungen über Staatsrecht welche ich an der Universität Wien hörte keinen tiefern Eindruck auf mein leichtsinniges Gemüth gemacht und daß ich die tiefsinnigen, aus dem unerschöpflichen Weisheitsbronnen des obberührten Herrn von Haller, der die Vernunft unsers Lehrers, eines k. k. Regierungsrathes, war, hervorgepumpten Sprüche, die unendlich witzigen Ausfälle auf die Deputirtenkammern, die schlagenden Consequenzen des alleinseligmachenden chinesischen Staatsprincips so schnell vergaß um sie gegen die verderblichen Irrlehren eines flachen und seichten Liberalismus zu vertauschen: **Mea culpa, mea maxima culpa!**

Also eine Verfassung für Oesterreich — keine französische Charte, kein englisches Parlament, keine Cortes,

keine ungarische Constitution, Gott bewahre! — sondern eine österreichische Verfassung, eine Verfassung die auf geschichtlichen Grundlage erbaut, die nationale Eigenthümlichkeit berücksichtigend, die Rechte eines Volkes anerkennt und sichert, das mit seiner geprüften Treue, ungefälschter Biederkeit und vorgeschrittenen Bildung wahrlich nicht verdient wie ein unmündiges Kind behandelt und von ministerieller Willkür am Gängelbande herumgeführt zu werden; eine Verfassung welche denjenigen die zahlen auch erlaubt, um die Verwendung dessen zu fragen was sie jetzt von ihrem im Schweiße des Angesichts erworbenen Eigenthum als geheime Fonds in unbekannte Taschen zu unbekannten Zwecken fließen sehen; eine Verfassung bei welcher der Staatshaushalt aufhört ein eleusinisches Mysterium zu sein, nur wenigen Eingeweihten zugänglich. Wenn man es aber nicht wagt, den Schleier zu lüften der ihn jetzt verhüllt, wenn man Ursache zu haben glaubt das Tageslicht zu scheuen, so sei man wenigstens consequent und verkünde den Grundsatz nach dem man in der Praxis verfährt auch zum herrschenden in der Theorie; man lasse dann jenes alberne Puppenspiel aufhören, das man einen Landtag nennt, und zwinge nicht vernünftige Menschen vor den Augen der spottenden Welt die Komödie zu spielen, welche Steuerbewilligung heißt, zu deren vollständiger Aufführung man sich nicht scheut, den Beistand des heiligen Geistes blasphemisch anrufen zu lassen.

Kirche und Schule.

„Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute Unterthanen“, so ungefähr sprach Kaiser Franz als ihm auf der Reise das Lehrercollegium einer Provinzialstadt vorgestellt wurde. Den verblüfften Professoren war es nie in den Sinn gekommen Gelehrte zu bilden; sie hatten der kaiserlichen Willensmeinung nie zuwider gehandelt, und konnten sich von der ganzen gelehrten Welt ein Zeugniß ausstellen lassen daß sie nicht zu ihr gehörten. Die Furcht des Monarchen war in der That ganz ungegründet, und wenn Oesterreich je zur Republik werden sollte — wovor es Gott bewahre — so wird es sicher keine Gelehrtenrepublik.

Ich bin weit entfernt die Fortschritte zu verkennen welche Oesterreich in verhältnißmäßig kurzer Zeit gemacht, und wenn ich bedenke daß die Sprache in Deutschland sich schon in den reinsten Formen bewegte, was man lutherisch deutsch nannte, während sie in Oesterreich noch mit den Fesseln eines barbarischen Kanzleistyls rang; daß dort Herder schrieb, während hier Storchenau auftrat, so kann ich nicht läugnen daß Oesterreich schnell vieles nachholte und seine Lehrjahre gut benutzte. Aber noch steht es in der großen Bell-Lancaster'schen Schule der Welt gegen manche seiner jüngern und kleinern Kameraden weit zurück, während es dieselben längst hätte einholen und übertreffen können, wenn nicht so lange Zeit frères ignorantins der verschiedensten Arten zu seinen Lehrern bestellt gewesen wären. So kam es daß nicht nur von den Heroen des Wissens beinahe keiner ihm angehört, sondern auch von den Sternen zweiter Ordnung

nur wenige an seinem Himmel funkeln, und es selbst den besten Fernröhren kaum gelingen mag die Nebelflecken deren es so viele zählt in kleine Sterne aufzulösen, was nur diejenigen nicht betrübt, welche gewöhnt sind die Macht und Größe eines Reiches nach der Zahl der Soldaten zu messen, die es ins Feld stellt. Und ist, was in neuester Zeit geschieht, geeignet eine bessere Zukunft vorzubereiten oder herbeizuführen? Bist Du, schönes Tyrol, ein Aas, daß sich die Raben dort versammeln?

Ich hege keineswegs jene panische Furcht vor den Jesuiten, wie man sie ungefähr im dreißigjährigen Kriege vor den Schweden hatte; ich fühle sogar für manche aus ihrem Orden hohe Achtung — freilich sind diese schon todt — ich gehöre nicht zu jenen ängstlichen Zionswächtern welche glauben daß alles verloren sei, wenn sich einer aus Loyola's Schülern blicken läßt, und möchte keine Gans sein, wenn ich durch mein Schnattern selbst das Kapitolium retten könnte. Ich glaube auch daß man die Wirksamkeit der Jesuiten als Orden von der einen und von der andern Seite viel zu sehr überschätzt hat, und wenn ein geistreicher Schriftsteller sie eine Frucht nennt, entsprossen aus der buhlerischen Umarmung des römischen Katholicismus und der Welt, so kann ich dieser Vergleichung nur bedingte Gültigkeit zuerkennen und bin der Meinung daß ihre Macht auf einem Principe beruht dessen Träger nicht sie allein sind, wenn es auch vorzüglich in ihnen zur Erscheinung kam, das lange vor Loyola bestand und keineswegs mit dem letzten S. J. sterben wird. Aber ich sehe auch nicht ein durch welche Dienste sie die Gunst verdienen die man ihnen wieder zu Theil werden läßt, welche Bürgschaften sie gegeben haben, daß man Versuche macht ihnen den Jugend-

unterricht theilweise anzuvertrauen, ich begreife nicht wie es sich mit der Consequenz einer auf ihre Selbstständigkeit so eifersüchtigen Regierung verträgt, daß sie in ihrem Lande die Vorposten eines Heeres duldet, das von einem auswärtigen General befehligt wird, dessen Losungswort ihr unbekannt ist, dessen Waffen einst auch gegen sie gekehrt werden können.

Die Trennung von Schule und Kirche, wie sie in einigen Staaten durchgeführt wurde, hat manches für sich, und dort wo der hohe Klerus seinen hohen Beruf vergißt und sich aus einem Diener der Wahrheit und des Lebens zum Sclaven eines wälschen Mönchs herabwürdigt, ist sie sogar nothwendig, wenn nicht jene Nacht einbrechen soll welche nur das kümmerliche Licht einiger vor den Heiligenbildern brennenden Lampen dämmernd erhellt. In Oesterreich ist dies nun Gottlob! noch nicht der Fall, und obgleich der Einfluß den die Geistlichkeit auf den Unterricht ausübt, die Zahl der Lehrer die aus ihrer Mitte gewählt werden, gewiß zu groß ist, so verriethe es doch eine bedauernswerthe Einseitigkeit, wenn man, dem andern Extreme huldigend, sich zum Prediger jener flachen Verstandesabgötterei aufwürfe, welche das Heil der Welt nur in Zahlen und Maschinen sieht und sie am liebsten in eine einzige große Fabrik verwandeln möchte. Selbst die klösterlichen Institutionen mit denen so viele Lehranstalten zusammenhängen bedürften nur einiger Abänderungen um den Anforderungen zu entsprechen welche Religion und Wissenschaft an sie stellen, und es ist durchaus nicht unausführbar diese ehrwürdigen Denkmäler einer oft verkannten Vergangenheit mit dem Bewußtsein der modernen Zeit in Einklang zu bringen. Dies wäre um so leichter, als keine Stifter unter ihnen

sind wie St. Gallen im Jahre 1291, wo der Abt mit seinem ganzen Kapitel nicht schreiben konnte, wie Einsiedeln im Jahre 1838 — und ich denke, daß ein St. Blasien dem selbst Nikolai freigebiges Lob spendete, als Benediktinerstift der Menschheit nicht weniger nützte, wie jetzt als Fabrik des Barons von Eichthal. — Laßt also der Kirche immerhin ihren Einfluß auf die Schule, stellt Priester als Lehrer an aber sorgt dafür daß sie Priester sind und bleiben können und keine Pfaffen werden. Wissenschaft und Religion sind nicht unverträglich; diese braucht weder eine Magd, noch kann ihr jene, da es nur Eine Wahrheit gibt, je gefährlich werden. Allein ihr möchtet sie entzweien, darum macht ihr die eine zur Schwester der Polizei und schlagt die andere in Fesseln, oder wenn ihr das nicht könnt, so verschreit ihr sie als gottlos und revolutionär.

Ich habe keine Lust eine Literaturgeschichte von Oesterreich zu schreiben, und verweise auf die „Nationalencyklopädie", wo alle einheimischen Berühmtheiten aufgestapelt sind, mit Ausnahme der meinigen und eines Dichters von meiner Bekanntschaft, welcher, von Beruf ein Schornsteinfeger, seinen Kunden allneujährlich selbstverfertigte Gedichte zuschickt. Er beabsichtigt, „zu einem wohlthätigen Zwecke" eine Sammlung derselben zu veranstalten, und da österreichische Buchhändlerfirmen den Büchern nicht zur Empfehlung dienen, so habe ich ihm gerathen sie mit seinem Bilde in Stahlstich bei Cotta in Verlag zu geben, und benütze diese Gelegenheit ein geehrtes Publikum auf die bevorstehende Erscheinung dieses zeitgemäßen Werkes aufmerksam zu machen.

Das Militärwesen.

Unter allen Einrichtungen die Oesterreichs Völker beglücken ist keine beglückender als das Militärsystem. — Die europäischen Philanthropen haben sich heiser geschrieen gegen die republikanischen Amerikaner, welche ihre schwarzen Brüder in unchristlicher Sclaverei halten; einige haben daraus einen Beweisgrund gegen die republikanischen Verfassungen überhaupt hergenommen, andere haben sich geberdet wie der Pharisäer im Tempel, und ich — ich schlug die Augen nieder und seufzte: Herr, vergib uns unsere Schuld. Denn ich wußte nicht bei mir selbst, ob ich es vorziehen würde Sclave eines amerikanischen Pflanzers, oder gemeiner Soldat in einem österreichischen Regimente zu sein.

Ich las neulich die Beschreibung einer Jagd, wie sie der Pascha von Egypten manchmal veranstalten läßt um seine Märkte mit Sclaven zu versorgen, und glaubte mich in die Berge meiner Heimat versetzt. Dort hetzt man die Rekrutirungsflüchtlinge auf dieselbe Weise, und mein Patriotismus mühte sich umsonst ab einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Verfahrungsarten ausfindig zu machen. So oft eine Conscription beginnt, flüchten sich die jungen Bauernbursche in die Berge; von dort holt sie ein Trupp ihrer künftigen Kameraden mit geladenem Gewehre das sie nicht selten brauchen müssen, schlägt sie in Fesseln und bringt sie zur Fahne der sie den Eid der Treue schwören müssen. Jetzt vertauschen sie ihr väterliches Haus, ihre Wälder und Gebirge mit den Räumen der Kaserne, ihre Freiheit mit dem Kommando des Stocks, ihr Liebchen mit der Muskete. Jetzt sind sie

Sclaven — denn was ist ein Dienst zu dem man gezwungen wird, den man nicht aufgeben darf ohne sich den gröbsten Mißhandlungen auszusetzen, ein Dienst in dem man der rohen Willkür tyrannischer Vögte preisgegeben ist — was ist er anders als Sclaverei?

Auch in den Städten beginnt das widrige Schauspiel; wer nicht zu den Auserwählten d. h. Adeligen gehört und conscriptionspflichtig ist, der setze Geld und gute Worte in Bewegung, sonst muß er sich stellen, sich beschauen lassen wie ein Stück Schlachtvieh, und hat er gesunde Gliedmaßen, die Musen, den Schreibtisch, das Comptoir, die Werkstätte mit dem Exercierplatz vertauschen.

Ich sah einst einen Studirenden der Philosophie vor der verhängnißvollen Commission die ihn eben lossprach, als der Rittmeister des Remontedepartements sich erhob und äußerte: „er könne ihn schon brauchen". Dabei blieb es, und der Philosoph konnte am nächsten Morgen Pferde striegeln. Ein Anderer den ein ähnliches Loos traf, weigerte sich den Eid zu leisten, und erklärte er werde eher alles über sich ergehen lassen als zur Fahne schwören. Bauernburschen verstümmeln sich manchmal mit eigener Hand um dem verhaßten Rocke zu entgehen, wobei sie freilich in Gefahr gerathen vom Regen in die Traufe zu kommen, denn man kann sie dann noch beim Train „brauchen". Die Fürsorge der Regierung sollte wenigstens auf dem flachen Lande einen Kern gesunder und kräftiger Leute zurücklassen, damit es ihr nie an reglementmäßig gebauten Kamaschenhelden fehle; denn es wird den Beauftragten immer schwerer sie aus der Schaar Krüppel welche zur Landesvertheidigung zusammengetrieben werden herauszulesen. Oder man nehme mit solchen Soldaten vorlieb wie sie Fallstaff auf das Schlachtfeld schickte.

Die europäische Civilisation kann allerdings die stehenden Heere nicht mehr entbehren, und nächst der Liebe des Volkes ist eine Armee von 300,000 Mann die stärkste Säule des Thrones. Auch eine große Anzahl von Edlen welche vor Begierde brennen ihren Degen im Dienste des Vaterlandes zu ziehen, und nebenbei in der Garnison ein Schlaraffenleben zu führen, wüßten nicht was sie mit ihrem Ichor anfangen sollten, wenn so viele Lieutenantsstellen auf einmal überflüssig würden. Der hohe Adel welcher jetzt, wie einst Karl den Großen seine Paladine, in knapper Uniform den Thron umgibt und auf Hofbällen tanzt, würde aus seiner Heldenlaufbahn herausgeschleudert, und alle verdorbenen Studenten, heruntergekommenen Wüstlinge, alle Väter die mit ungerathenen Söhnen gesegnet sind, kämen sehr in Verlegenheit wenn die Zahl der Priester des Mars verringert und die fleißiger Bürger, arbeitsamer Landleute vermehrt werden sollte. Die Blutigel im Sumpfe der modernen Civilisation müßten Hungers sterben, die Conscriptionsbeamten kämen um ihre Accidenzien, die Kanzleityrannen könnten eine Geißel weniger schwingen, eine babylonische Verwirrung, eine allgemeine Revolution wäre die Folge, und der jüngste Tag bräche an!

Aus diesen und andern Ursachen ist es barer Wahnsinn gegen die ungeheuern stehenden Heere zu sprechen, und was Kant „vom ewigen Frieden" und Bernardin de St. Pierre gefaselt, ist ohnedies Ideologie und gehört in den Mond. Und warum sollte dem Oesterreicher nicht recht sein, was dem Preußen, Franzosen u. a. billig ist?

Die österreichische Armee hat drei wesentliche Auszeichnungen: vierzehnjährige Capitulation, Ausnahms-

gesetze und den Stock. Wißt ihr was den Sohn des Landmanns in die Berge treibt, wenn ihr ihn auffordert die Uniform anzuziehen? Er will nicht vierzehn der schönsten Lebensjahre in Fesseln zubringen, er will die Freuden seines Dorfes nicht mit dem Commisbrod vertauschen das ihr ihm als Lockspeise bietet; er will es wenigstens nicht vierzehn Jahre lang essen. Wißt ihr was den Stand entehrt bei dem Ehre die Haupttriebfeder sein soll, was ihn zur Sclaverei, und diejenigen welche seinen niedrigsten Abstufungen angehören, zu Heloten macht? Eure Gesetze, welche die Verpflichtung zu ihm mit Ausnahmen umgeben, die z. B. den Adel davon lossprechen, der einst von ihm den Namen erhielt, die bewirken daß sich der Abschaum der Gesellschaft darin sammelt; eure Reglements welche die Herrschaft des Stocks bekräftigen und die Soldaten der Willkür eines rohen Unteroffiziers, eines unbärtigen Lieutenants preisgeben, eure Hintansetzung des Verdienstes gegen den Zufall der Geburt. Wißt ihr was ihn verhaßt macht? Eure Politik die zwischen ihm und den andern Ständen eine Scheidewand aufführt, die ihn zu einer Schaar von Häschern herabwürdigt welche weniger das Vaterland gegen seine Feinde, als euch gegen die Liebe des Volkes vertheidigen sollen, die Croaten zu Wälschen und diese zu den Deutschen schickt, und wenn sie daheim nichts zu thun haben, euern guten Freunden, dem Papste, dem Herzoge von Modena u. s. w. damit aushilft.

Nennt unter diesen Umständen die Ausreißer nicht Meineidige, — gebt ihnen Stockprügel, zerfleischt ihren Rücken mit Spießruthen, erschießt sie — aber nennt sie nicht Meineidige. Ihr nahmt ihnen die Fesseln ab, damit sie die Hand zum Schwure erheben konnten; allein

Gott hört diesen Eid nicht — doch die Seufzer zählt er, welche euer System auspreßt, die Blutstropfen welche es vergießt.

Kirchliche Zustände.

In einer Zeit wie die gegenwärtige, wo eine Partei die sich das Monopol der Katholicität zueignet und die Religion für sich allein gepachtet zu haben glaubt, den finstern Geist heraufbeschwören will, aus dem der dreißigjährige Krieg und Deutschlands Zerrissenheit und Erniedrigung hervorging, blickt nicht nur jeder denkende Katholik, sondern überhaupt Jeder dem die wahre Religion am Herzen liegt, mit wehmüthigem Bedauern auf eine Periode zurück in der für die katholische Kirche Deutschlands die Bahn zu einer würdigen und edlen Zukunft gebrochen wurde, ohne daß es ihr bis jetzt gelang das Ideal zu verwirklichen, welches den erleuchteten Männern jener wie aller Zeiten vorschwebte. Wir meinen das Zeitalter Kaiser Josephs II, dessen Leben der Aufgabe geweiht war sein Volk geistig zu erheben. Wenn es ihm auch nicht vergönnt war diese Aufgabe ganz zu lösen, so war doch das Opfer seines Daseins das in ungewöhnlicher Kraftanstrengung erlag, nicht fruchtlos, und der Same welchen er ausstreute, wurde nicht vom Winde verweht. So kommt es daß die ultramontanen Tendenzen bei Oesterreichs Völkern wenig Anklang finden und diese bereit sind jeder Leitung auf das freudigste zu folgen die sich Josephs Geist zur Richtschnur macht. Begreiflicherweise kann dies in Oesterreich nur von Seite der Regie-

rung geschehen, und wie sehr man sich auch bemüht letztere als römisch gesinnt darzustellen, so ist doch ihre Selbstständigkeit entschieden, und es ist gewiß daß sie im Kreise ihrer Wirksamkeit nie das Aufkommen einer Partei gestatten wird, welche nur kriecht und schmeichelt um dann desto unbeschränkter tyrannisiren zu können. Wir könnten zum Beweise dieser Ansicht mehrere Thatsachen bringen die wohl Niemand in Abrede zu stellen vermag. So z. B. besteht in Oesterreich der Orden der Liguorianer schon seit beinahe zwanzig Jahren, aber ihr Einfluß ist Null, und jeder der Oesterreich und zunächst die Orte, in welchen sie Collegien und Rektorate haben, nur einigermaßen kennt, kann sich überzeugen wie sehr die Volksstimmung ihnen entgegen ist. In Wien äußert sich diese von jeher in Witzworten: so sagte man z. B. der Kaiser Joseph bekomme stets Ueblichkeiten, wenn ein Liguorianer über seinen Platz gehe (wo des Kaisers Reiterstatue steht). Ein Bischof dessen geistige Eigenschaften ihn zu einer Zierde seines Standes machen, weigerte sich aufs bestimmteste sie in seine Diözese aufzunehmen, und es bedürfte nur eines Federzuges von Oben um ihrem Dasein als Orden in Oesterreich ein Ende zu machen, ohne daß sich eine Stimme des Bedauerns deßwegen erhöbe. — Nicht besser geht es den Jesuiten; in Grätz wo sie ein Noviziat errichtet haben, ruft der Anblick dieser Herren die dort wie in ganz Innerösterreich noch von den Zeiten des Erzherzogs Ferdinand her durchaus nicht in gesegnetem Andenken sind, zuweilen öffentliche und auffallende Zeichen der Mißbilligung hervor, und sie stehen trotz ihres hohen Gönners, des Bischofs Roman Sebastian Zängerle, ebenso gemieden und ebenso allein wie dieser mitten unter einer gebildeten, aufgeklärten und lebens-

frohen Bevölkerung. Zwar wiederholen sich die Gerüchte, deren Ursprung übrigens nicht schwer zu finden ist, von Jahr zu Jahr, daß ihnen die Leitung der Studien anvertraut werden soll; allein es ist eben so wenig im Ernste daran zu denken als an eine Wiedereinführung der Folter. Wir zweifeln ob im ganzen großen Reiche eine Stadt oder ein Städtchen geneigt wäre 30,000 Gulden in Aktien zur Gründung einer jesuitischen Erziehungsanstalt anzulegen oder um eine solche zu petitioniren, und die Regierung ist weit entfernt die alten, reich dotirten klösterlichen Institute aus denen ein großer Theil der Lehrer gewählt wird, zu Gunsten eines Ordens außer Thätigkeit zu bringen, der in der Geschichte mindestens zweideutig dasteht. Außer dem beschränkten Boden nun, den diese beiden Vorposten des Ultramontanismus inne haben, hat derselbe wenig von dem Gebiete zurückerobert das man ihm in den Jahren 1780—1790 abgenommen. Denn die übrige Ordensgeistlichkeit neigt sich in Oesterreich auf jene Seite welche nicht will daß den Nachkommen das verloren gehe um dessen willen ihre Voraltern gekämpft und geblutet; sie setzt ihren Beruf nicht allein in Messelesen und Chorgebet, trotz des unfehlbaren Ausspruches Sr. Heiligkeit daß diese beiden Dinge mehr werth seien als Seminarien, Spitäler und Schulen; und dieser Gesinnung, der lobenswerthen Thätigkeit welche sie in wissenschaftlicher Beziehung, im Erziehungswesen entfaltet, hat sie es zu verdanken daß man nicht mit Neid und Scheelsucht auf ihren durch Jahrhunderte behaupteten Wohlstand blickt und im Ganzen damit zufrieden ist die Bildung der Jugend großentheils in ihren Händen zu sehen.

Unter den ältern Mitgliedern der Weltgeistlichkeit

finden sich noch manche die aus den Generalseminarien Kaiser Josephs hervorgegangen, und wenn es auch zu bedauern ist daß ihre Zahl mehr und mehr schwindet, so wachsen doch unter der jüngern Saat einige Halme frisch und kräftig hervor welche für den Tag der Ernte fruchtbare Aehren versprechen. Der Geist des Volkes — und aus diesem geht der Klerus hervor, in ihm wurzelt er — duldet nicht jene Kopfhängerei, jene finstere Verdammung jeder freien und heitern Bewegung, jene Demuth welche sich scheut einem Mann gerade und offen ins Auge zu schauen; er will daß der Geistliche unter und mit ihm lebe, daß er sich mit ihm freue und betrübe, und wartet nur bis die letzte Scheidewand welche eine Zeit die nicht die unserige war zwischen Laien und Klerikern aufführte, fällt, um sich ganz mit ihm zu verschmelzen. Diese Scheidewand ist es auch welche es dahin kommen ließ, daß ein Stand welchen alle Völker und Zeiten an die Spitze des gemeinen Wesens stellten, sich fast nur mehr aus den untersten Klassen der Gesellschaft ergänzt, daß ihn beinahe nur jene wählen, denen äußere Verhältnisse oder geistige Unfähigkeit jede andere Bahn zum Fortkommen oder Broderwerbe verschließen. Der höhere Adel wird kaum mehr in demselben vertreten; die Söhne der Beamten, des vermöglichen Mittelstandes folgen den Berufsarten ihrer Väter, und so bleibt nur der Sohn des armen Landmannes übrig, und der schwarze Rock sinkt auf die Stufe des weißen herab — er wird zur letzten Zuflucht. Wir wollen damit keineswegs behaupten daß nicht auch aus der Hütte des Bauers achtungswürdige, gelehrte und gebildete Geistliche hervorgehen können; allein Niemand wird in Abrede stellen, daß eine sorgfältige Erziehung, eine mit den Forderungen welche die heutige

Welt an jeden durch Amt und Würde höher gestellten Mann richtet, von früher Jugend an vertraut gemachte Bildung in jenen niedern Kreisen selten gefunden werden und schwer zu ersetzen, dem Geistlichen aber eben so nothwendig und wünschenswerth sind wie dem Beamten, dem Offizier u. s. w. Die Schuld an diesem Unglücke, können wir sagen, haben sich jene zuzuschreiben welche durch Aufrechthaltung und heuchlerische Vertheidigung eines grausamen und thörichten Gesetzes die Geistlichkeit zum Staat im Staate machen wollten, aber damit nur bewirkten daß aus den Braminen Parias wurden von denen sich die höhern Kasten verachtend abwenden, vor deren Berührung sie sich zurückziehen und die sie dadurch zwingen eine Lebensweise zu ergreifen welche sie entweder zu düstern, menschenfeindlichen, jeder Schwärmerei zugänglichen Einsiedlern, oder zu verworfenen Wüstlingen macht die in Trunk und geheimer Wollust zu vergessen suchen daß die Gesellschaft sie verstößt. Bald ähneln sie dann in Rohheit der Sitte und des Geistes jenen auf deren Umgang sie allein beschränkt sind, und der geringste Dorfbeamte dünkt sich klüger und besser als sein geistlicher Hirt. Wo Thatsachen sprechen, müssen Deklamationen verstummen; und diese Thatsachen werden so lange sprechen, bis ihr Grund, und wir erklären es wiederholt — ihr einziger Grund weggeräumt, und der katholische Geistliche in einem der schönsten und reinsten Vorrechte des Menschen, im Familienleben, dem Laien gleichgestellt ist.

Für die wissenschaftliche Bildung des katholischen Klerus bestehen in Oesterreich theologische Lehranstalten theils an den Universitäten und Lyceen, theils in einigen Stiftern, wie Admont, Klosterneuburg u. s. w. Die Dauer des Lehrkurses ist auf vier Jahre festgesetzt, und die Ge-

genstände sind so vertheilt daß im ersten Jahre die ganze Kirchengeschichte, die hebräische Sprache mit Einleitung, Archäologie und Exegese des alten Testaments, im zweiten das Kirchenrecht mit Einleitung und Exegese des neuen Testaments, im dritten Dogmatik und Moral, im vierten Pastoral, Katechetik und Pädagogik vorgetragen werden, wozu auch praktische Uebungen kommen. Die Professoren lesen in der Regel nach eigenen Heften denen die vorgeschriebenen Lehrbücher zum Grunde liegen. Wo solche fehlen, und dieses ist namentlich bei der Kirchengeschichte und dem Kirchenrechte der Fall, bleibt ihnen freierer Spielraum, und so kommt es daß man neben Vertheidigern päpstlicher Unfehlbarkeit freimüthige Verfechter josephinischer Grundsätze findet. Fromme Seelen haben freilich keinen Anlaß mehr sich darüber zu ärgern daß ein im Index stehendes Buch zum Leitfaden der Vorlesungen dient, aber seine Grundsätze sind darum doch die herrschenden, und in der Praxis die allein geltenden, gegen die es keinem einfällt sich aufzulehnen und damit die goldenen Sporen zu verdienen, wenn es auch hie und da an hyperorthodoxen Stoßseufzern und frommen Wünschen nicht fehlen mag, die aber ungehört und unerfüllt in der blauen heitern Gottesluft verhallen. In den Seminarien muß jeder Studirende der Theologie wenigstens das letzte Jahr verweilen; gewöhnlich bringt er jedoch darin mehrere, auch alle vier Jahre zu, da dem unbemittelten, und die meisten sind es, eine Anstalt willkommen ist die ihn aller Nahrungssorgen überhebt. Sie werden von zwei, auch drei Geistlichen, die den Titel Direktor, Spiritual, Sub- oder Vicedirektor führen, geleitet, und der in ihnen herrschende Geist ist je nach diesen verschieden. Mit Bedauern müssen wir es sagen daß

in mehreren derselben der Heuchelei zu viel Vorschub geleistet, dem Günstlingswesen zu wenig Hindernisse in den Weg gelegt, und in Folge dessen offene, die engen Schranken manchmal überspringende Köpfe Schleichern und Angebern zulieb zurückgesetzt werden. Andere Uebelstände sind wohl auch schon häufig gerügt worden, und die wenigen überlebenden ehrwürdigen Geistlichen welche ihre Bildung in den Generalseminarien erhielten, haben, als wir sie kennen lernten, in uns den Wunsch reger gemacht auch diese Einrichtung Josephs in angemessener Form wieder aufleben zu sehen.

Die Protestanten.

Die rechtliche Existenz der Protestanten in Oesterreich schreibt sich vom Toleranzedict Josephs des Zweiten her, das durch keine neuen Gesetze aufgehoben, sondern nur unbedeutend abgeändert worden ist. Kraft desselben kann man Rechte der Protestanten als einer geduldeten Partei, und Vorrechte der katholischen Kirche als der herrschenden unterscheiden.

1. Rechte der Protestanten.
   a. Hundert Familien oder fünfhundert Köpfe geben Anspruch auf eigenes Bethaus und eigene Schule.
   b. Den akatholischen Geistlichen ist es erlaubt ihre kranken Confessionsverwandten zu besuchen, die Sakramente auszuspenden, öffentliche Leichenbegängnisse abzuhalten u. s. w.
   c. Die Akatholiken wählen ihre Geistlichen und

Schullehrer selbst, wenn sie dieselben selbst bezahlen, und nur die Bestätigung wird vorbehalten.

d. Der Uebertritt zum Akatholicismus ist Jedem gestattet der das achtzehnte Jahr zurückgelegt hat, nur muß sich der Uebertretende vorher einem sechswöchentlichen Unterrichte unterziehen, den ihm sein katholischer Pfarrer zu ertheilen hat.

e. Die Akatholiken werden zu öffentlichen Aemtern zugelassen.

f. Die Akatholiken dürfen zu rein katholischen Kirchenausgaben nichts beisteuern.

2. Vorrechte der katholischen Kirche.

a. Die Katholiken allein genießen öffentliche Religionsübung, daher dürfen die protestantischen Kirchen weder mit Thürmen und Glocken noch mit einem Eingange von der Gassenseite versehen sein.

b. Der katholische Pfarrer bezieht auch von den Protestanten die vorgeschriebenen Stolgebühren für Trauungen und Begräbnisse.

c. Er führt allein Tauf-, Trau- und Sterberegister die gesetzliche Gültigkeit haben, weßhalb der Pastor verpflichtet ist ihm jeden vorkommenden Fall schriftlich anzuzeigen.

d. Der katholische Pfarrer kann bei Leichen, Taufen u. s. w. die Stelle des Pastors vertreten, aber nicht umgekehrt.

e. Die Katholiken dürfen bei Protestanten Pathenstelle vertreten, aber nicht umgekehrt.

f. Die Protestanten sind verpflichtet die äußer-

liche Feier der katholischen Festtage zu beobachten.

g. Der katholische Pfarrer hat das Recht einen Akatholiken in seiner Gemeinde der gefährlich erkrankt ist, einmal zu besuchen und ihm seinen geistlichen Beistand anzubieten.

h. Die gemischten Ehen werden in der katholischen Kirche verkündet und vor dem katholischen Pfarrer geschlossen, jedoch kann der protestantische Geistliche als Zeuge zugelassen werden. Die Kinder aus denselben folgen der Religion des Vaters, wenn dieser katholisch ist; ist er es nicht, bloß die Söhne. Die Reverse sind aufgehoben.

Betrachten wir die Grundsätze aus denen diese Bestimmungen hervorgegangen sind, so gewahren wir darin einen lobenswerthen Fortschritt in den Gesinnungen jener Duldsamkeit welche alle Bekenner der Religion der Liebe durchdringen soll. Zwar erreichen sie noch nicht ganz den Standpunkt, auf welchen wir Protestanten und Katholiken gestellt wünschten, nämlich den völliger Gleichheit und ungestörter Freiheit in der Entwicklung ihrer Tendenzen, so lange diese in ihrem Geleise bleiben und auf die Sicherheit des Staates und den Frieden seiner Bewohner nicht störend einwirken; allein wir müssen nicht vergessen daß wir es mit einem Staate zu thun haben dessen Beherrscher den Titel der apostolischen Majestät erwarb und rechtfertigte, während die allerchristlichsten, allergetreuesten, die katholischen Majestäten, die Vertheidiger des Glaubens entweder abfielen oder gleichgültig wurden. Nach jener gewaltsamen Reaktion welche, wie in Frankreich zu Dragonaden, so in Oesterreich zu

Confiscationen und Landesverweisungen führte und vermittelst militärischer Bekehrungen Länder aus denen der alte Glaube mit seinem Gefolge von Wunderbildern und Jesuiten fast ganz verschwunden war, bald wieder gut katholisch machte, war es lange Zeit ein Verbrechen den geächteten Glauben zu bekennen, und wenn die Strafgesetze auch nicht so grausam und blutig waren, wie die in England, dem classischen Lande der Freiheit, in größerer oder geringerer Schärfe und Ausdehnung bis zur Annahme der Emancipationsbill bestehenden und gehandhabten Statute, so blieben sie doch strenge genug um selbst das Minimum einer politischen Duldung zu verkümmern. Auch ist in Oesterreich, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen, die Frage der Toleranz bei weitem nicht so praktisch, da in den übrigen Provinzen entweder keine Protestanten, wie in Tirol, oder nur wenige gefunden werden. Kärnthen allein zählt auf eine Bevölkerung von 300,000 Einwohnern in runder Zahl 18,000 Protestanten die auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Landes zusammengedrängt sind. Sie gehören größtentheils dem Bauernstande an oder sind Arbeiter in den Bergwerken, und von der Regierung in ihren Rechten geschützt, von einer wohlwollenden und aufgeklärten Geistlichkeit nicht beeinträchtigt und verfolgt, leben sie ruhig unter ihren katholischen Brüdern, eben so wenig zur Proselytenmacherei geneigt, als selbst Gegenstand derselben. Anders freilich gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn; aber wir wollen diejenigen welche daran Schuld tragen, erinnern daß Kaiser Franz es war, welcher einem widerspänstigen ungarischen Bischofe die Temporalien so lange entzog bis er den Reichsgesetzen gehorchen lernte; daß er es war welcher den Kapuzinern

in Wien, die Miene machten der Erzherzogin Henriette, Gemahlin des Erzherzogs Karl, als einer Protestantin die Ruhestätte unter den andern Todten der kaiserlichen Familie in der Gruft ihres Klosters zu versagen, die Worte zurief: „Macht's mich nit wild, oder ich heb enk alle auf!"

Slawomanie.

Mit den Bestrebungen der Magyaren ihre Nationalsprache und Literatur emporzubringen und sich zu degermanisiren, gehen die der Slawen parallel. Diese theilen sich in Oesterreich in mehrere Stämme von denen wir hier nur die Polen, die Tschechen und die Slowenen in Kärnthen, Steiermark, Krain und Kroatien erwähnen. Die Polen konnten sich natürlich nur an ihre Brüder unter russischem Zepter anschließen, die Leistungen der Tschechen und ihr Bemühen das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fortzusetzen, sind schon hier und dort gewürdigt worden, und die Literatur der Slowenen Inneröstrerreichs und Kroatiens beschränkt sich bis jetzt bloß auf Gebet- und Schulbücher. Wir sind weit entfernt diese Wirksamkeit und das Gefühl, aus dem sie hervorgeht zu tadeln; der Grund dazu wurde beim babylonischen Thurmbau gelegt und wird so lange thätig sein, bis dieser vollendet ist. Nur in Beziehung auf Art und Maß derselben läßt sich einiges einwenden, und es ist nothwendig daß die Slawen endlich zum deutlichen Bewußtsein dessen kommen was sie eigentlich wollen. Nicht jeder Stamm der eine eigene Mundart spricht kann seine besondere Literatur haben; die Hauptrichtungen sind einmal gege-

ben, und an sie müssen die untergeordneten Zweige sich anschließen. Wir denken an keine romanische (in Graubünden), an keine wallachische Literatur, und würden große Augen machen, wenn es den Südseeinsulanern einfiele für ihre hundert Sprachen ein gleiches Vorrecht in Anspruch zu nehmen. So ist in Steiermark, Kärnthen und Krain Bildung und Sprache vorherrschend deutsch; nur ein Theil des Landvolkes spricht slawische Dialekte die sich oft nach den Dörfern ändern und in Krain dem Russischen am nächsten kommen. Es ist nun ganz in der Ordnung, daß man die dem Volke nothwendigen Bücher in seine Sprache übersetzt; wenn aber diejenigen welche der Geburt nach zufällig Slawen eine rein deutsche Bildung empfingen, mit ihrem Mark und Geist genährt plötzlich umkehren und slawisiren, so kann dieses Bestreben wohl nur ein verfehltes und erfolgloses sein. Sie sind Renegaten und haben mit diesen den Eifer gemein mit dem sie ihr früheres Bekenntniß verfolgen und das neue predigen. Einem böhmischen Professor der von dieser Wuth befallen war, fiel es ein seine Literatur der deutschen nicht nur gleichzustellen sondern auch über sie zu erheben, und die Welt muß in Erstaunen gerathen, wenn er ihr einst beweisen wird daß alle Heroen deutscher Poesie von böhmischen aufgewogen und übertroffen werden. Ein anderes Original dieser Art befand sich als Professor an der theologischen Facultät des Lyceums zu L. In seinem Kopfe lag ein unförmlicher Haufe von Sprachkenntnissen durcheinander, den er nur handhabte um die strahlende Vortrefflichkeit und unbestreitbare Ueberlegenheit der slawischen Sprache zu beweisen. In diesem Sinne predigte er bei jeder Gelegenheit; seine theologischen Lectionen waren nur Vorlesungen über slawische Literatur, und

obwohl er als orthodoxer katholischer Theologe verpflichtet war der hebräischen Sprache das höchste Alter zuzuschreiben, so ging er doch weiter als der Verfasser oder Ankündiger des berühmten Werkes „Matris slavicæ filia erudita“ (lingua græca), der von Vers zu Vers nachweisen wollte daß die Iliade ursprünglich slawisch geschrieben worden und Vater Homer ein Slawe gewesen sei; er behauptete geradezu daß Adam und Eva im Paradiese slawisch gesprochen, und war nicht im geringsten verlegen die Wurzeln der mosaisch verdrehten Worte im Slawischen nachzuweisen. Dieses Wurzelgraben war überhaupt seine Leidenschaft, und es gab keinen Volks-, Städte-, Familien- und Taufnamen dem er nicht den slawischen Stempel aufdrückte. Er zurchzog als Apostel des reinen und ächten Slawenthums alle stammverwandten Länder, und als er in Folge bedauerlicher Zwistigkeiten mit seinem Bischofe (es war ihm auch eingefallen eine gewisse Dame Skoféla — episcopa — zu nennen) sein Lehramt aufgeben mußte, weihte er sein Leben ganz dem großen Berufe an der Befestigung und Ausbreitung des Slawenthums zu arbeiten. Man sah ihn häufig in Bauernhäusern der K. benachbarten halbslawischen Gemeinden, wo er mitten unter einer Schaar schmutziger und barfüßiger Kinder slawisch docirte und sich bemühte in die empfänglichen, von dem Gifte des Deutschthums noch nicht durchdrungenen Herzen dieser Kleinen den Samen seiner Lehre zu säen und das gut zu machen was in den deutschen Schulen etwa schon an ihnen verdorben sein mochte. Wenn Czernebog seine Bemühungen segnet und ihm ein langes Leben schenkt, so wird er am Abende desselben die deutsche Sprache ausgerottet sehen und Wiener wie Berliner nur slawisch sprechen hören.

Hurter über Oesterreich.

„Ausflug nach Wien und Preßburg im Sommer 1839. Von Dr. Friedrich Hurter." Schaffhausen, 1840.

Erster Theil.

Herr Hurter reist von Schaffhausen durch Vorarlberg über Innsbruck, Salzburg und Linz nach Wien, beschreibt wie andere Reisebeschreiber auch, das auf diesem Wege Gesehene und knüpft daran Bemerkungen die meistens in das Gebiet der Religion und Politik gehören, und so deutlich sie die Schule bezeichnen welcher der Verfasser in der letztern angehört, so wenig errathen lassen, wenn sie die erstere berühren, daß sie von einem reformirten Dekane ausgehen. Hier indessen hat der Verfasser theilweise die Vorsicht gebraucht Andere aussprechen zu lassen was er wahrscheinlich selber denkt — so z. B. wo von der in Innsbruck befindlichen Jesuiten-Colonie die Rede ist, und auf jenen Blättern welche eine ihm angeblich von einem tiroler Geistlichen zugesandte Apologie der Kreuze und Bildstöcke enthalten — und nur was er über die nach Preußen ausgewanderten Zillerthaler sagt, so wie die wenigen Zeilen in denen er die Verhältnisse der Protestanten in Oesterreich abfertigt, verrathen das geringe Mitgefühl das er für seine Glaubensgenossen empfindet, während vorzüglich die etwas ins Breite gezogenen Berichte über die österreichischen Klöster seine Vorliebe für die Religion andeuten aus deren Schooße diese Anstalten hervorgingen.

Wie man dem Biographen Innocenz III mit Recht vorwerfen kann daß er, sich auf den Standpunkt jener

Zeit versetzend, vergessen hat es gebe vielleicht noch einen andern, vielleicht einzig zuverlässigen Ariadnefaden der durch das Labyrinth der Zeiten und Völker leitet; wie man ihn auf diesem Felde mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und ihm entgegenhalten kann daß sein historiographisches Verfahren, welches, je parteiloser es sein will, desto parteiischer wird, folgerecht durchgeführt fast jeder geschichtlichen Monstrosität zur Apotheose verhelfen kann, eben so ist man befugt mit dem reisenden Politiker darüber zu rechten, daß er auf der einen Seite nur Stoff zum Tadel, auf der andern nur zum Lobe findend, über dem Bestreben, statt naturgetreue, schmeichelnde Bilder zu liefern, alle Schattenseiten dort übersah wo sie in seinen Plan nicht paßten, und Wahrheiten ignorirte oder übertünchte die doch dem Bereiche der Geschichte, dem seinigen, angehören, aber unbequem sind. Das Netz mit dem er seine Leser zu umgarnen sucht, ist allerdings künstlich gewoben, aber selbst, indem man nie die Ehrerbietung vergißt welche jeder wohlerzogene Deutsche der Censur schuldet, ist es nicht schwer einige Löcher in dasselbe zu reißen.

Hurters politische Weltanschauung gleicht der religiösen der Perser — zwei Prinzipien theilen sich in die Herrschaft der Erde, Ormuzd und Ahriman, Legitimität und Radicalismus. Während der Radicale „in dem neu aufgewühlten Schlamm der Revolution behaglich herumplätschert und mit breitem Biberschwanze aus demselben künftige Glückseligkeit zusammenpatscht" und „nur dann sein Werk gelungen erachtet, wenn er unter nichtigen Phrasen alles in den gleichen Koth, über welchen er dann mit siegqualmendem Bundschuh daher quatschte, hinabgezogen oder die kollerige, bauchbläsige, schäbige Schindmähre

Gleichheit geritten" (zu diesen zierlichen, ächt aristokratischen Parfüm ausduftenden Phrasen wurde der Verfasser wahrscheinlich in „jenem kleinen Zimmer auf der Staatskanzlei in welchem einst Gentz so viele Jahre durch gearbeitet hatte", und in der Gesellschaft von Jarke und Pilat inspirirt), begreift Herr Hurter nicht, „wie nicht jeder Adelige, ja jeder der noch etwas in der Welt besitzt, so wie jeder, der dem Recht, seye dessen Object oder Subject, was nur immer gedacht werden mag, noch einigen Werth zugesteht, nicht ein Legitimist ex asse sein müsse", und es soll sich, um auf einen besondern Gegenstand überzugehen, dieser durch den Herzog von Bordeaux vertretenen Legitimität „irgendwo Gelegenheit darbieten, durch Waffenthaten sich auszuzeichnen". „Wie erwünscht", fügt Herr Hurter hinzu, „für alle Wohlgesinnten, wie ersprießlich für Frankreich, wenn das Wort, welches seinem Ahnherrn galt, in die Gegenwart übergetragen auf ihn könnte angewendet werden:

— il règne sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance!

Das erstere darum vorzüglich, weil ihm dieses freiere Hand gäbe, die Zustände und Verhältnisse nach richtigeren Grundlagen zu ordnen, frei von den unreinen Einflüssen welche der Restauration bloß den Namen ließen, die Thatsache aber unter ihren Jakobinismus begruben." Daß Herr Hurter Ludwig Philipp nicht anerkennt, indem er die Herzogin von Angouleme „Königin" und den Herzog von Orleans „Chartres" nennt, steht ihm völlig frei und wird dem Bürgerkönige keine größere Furcht einflößen als die ähnliche Weigerung eines andern mächtigen Potentaten; daß er aber einen Bürgerkrieg „erwünscht für alle Wohlgesinnten" und „ersprießlich für

Frankreich" nennt, bezeichnet am besten ihn und jene ganze Partei, welche, wie ihre im Finstern schleichenden Alles zur größern Ehre Gottes thuenden Schützlinge, stets die heiligsten Namen im Munde führt und die selbstsüchtigsten Zwecke durch die unsittlichsten Mittel zu erreichen sucht. In den Sophismen, mit denen der Verfasser und seine Geistesverwandten sich gegen den Vorwurf des Absolutismus verwahren, sucht man umsonst nach den Merkmalen welche diesen „Baal" von der huldreichen Göttin Legitimität unterscheiden, und Herr Hurter der von dem Unwillen und dem Entsetzen spricht „die durch die Aufmerksamen und Redlichen aller Farben, Formen, Lehren und Parteien in Deutschland fuhren, als sie zu lesen bekamen, der Kosakenchef des jeniseiskischen Gouvernements erwiedere die Nachfrage seines mongolischen Grenznachbars über das Wohlbefinden des Kaisers mit den Worten: „Unser Kaiser befindet sich durch Gottes Gnade wohl und darum auch das Volk" — Herr Hurter thäte besser, diese Worte welche ja das Verhältniß der idealen, von Gottes Gnaden regierenden, mit dem Wohle ihrer Völker zusammengewachsenen Herrscher zu diesen am schlagendsten bezeichnen, ganz ungescheut zum Wahlspruch seiner „Restauration der Staatswissenschaft" zu machen.

Mit dem Auge das in Karl VI noch einmal alle Strahlen des verbleichenden Sternes der Habsburger vereinigt sieht (was für diese eben nicht sehr schmeichelhaft ist), und mit der geschichtlichen Ansicht die ihn den Augustus Wiens (nicht Oesterreichs, und diese Beschränkung ist fein angebracht) nennt, streiten zu wollen, ist wohl unnütz, da die völlige Nichtigkeit dieses Monarchen als Feldherr und Staatsmann — davon legen die Tür-

kenkriege und die pragmatische Sanction Zeugniß ab — kaum je bestritten wurde. Noch mehr aber widert es an, dem protestantischen Geistlichen gegenüber, welchem das Standbild Josephs des Zweiten nur Veranlassung gibt über ein an demselben befindliches, die Toleranz versinnbildendes und die Inschrift: Concordia religionum, tragendes Basrelief einige nach dem Anathem und Scheiterhaufen riechende Witze anzubringen, die Vertheidigung dieses Herrschers zu übernehmen.

Wir schließen mit der Vermuthung der Verfasser werde, für den von ihm angedeuteten, vielleicht bald eintretenden Fall, „wenn je seiner simplen Passivität das Weilen unter so lobsamem Bestreben (der in dem neu aufgewühlten Schlamm der Revolution behaglich herumplätschernden und mit breitem Biberschwanze aus demselben künftige Glückseligkeit zusammenpatschenden Radicalen) unmöglich gemacht werden sollte", auf diesem seinem Ausfluge nach Wien einen schirmenden Hafen aufgesucht, und mit dem Wunsche, er möge ihn gefunden haben.

Zweiter Theil.

Im zweiten Theile des „Ausfluges" finden wir das Urtheil bestätigt welches wir bei Gelegenheit der Anzeige des ersten über den Verfasser und seine Anschauungsweise fällen zu müssen glaubten. Wir beschränken uns daher nur auf einige Bemerkungen, um das dixi et salvavi animam meam, zu dem wir durch das künstliche Gemische von Wahrem und Falschem, anscheinender Freimüthigkeit und blendender Sophistik, das uns in diesem Buche entgegentritt, aufgefordert werden, vollständig in Anwendung zu bringen.

Das österreichische Unterrichtswesen welches der Verfasser auf den Seiten 41—63 bespricht, und was damit zusammenhängt, steht mehr als irgend ein anderer Zweig des öffentlichen Lebens unter dem Schutze jener drei Landesheiligen, Sebastian, Laurentius und Leopold, von denen nach dem Ausdrucke Abrahams von Sta. Clara der erste geschossen, der zweite angebrannt und der dritte nicht weit her ist. Selbst Herr Hurter gesteht, daß, „nach dem Maßstab des in andern deutschen Staaten Vorhandenen gemessen, der eigentlich wissenschaftliche Unterricht weniger befriedigend sein möchte", und findet sich veranlaßt dort einiges zu tadeln, wo er die Verwerflichkeit des dem Ganzen zum Grunde liegenden Princips aus dem die Einrichtung der höhern Lehranstalten folgerecht abgeleitet ist, hätte ans Licht stellen und, statt die Wahrheit mit allerlei Floskeln zu umhängen, nur ihr, aber der ganzen, die Ehre geben sollen. Das Princip aber hat Kaiser Franz ausgesprochen, als er zu den Professoren in Laibach sagte: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern nur gute Unterthanen", d. h. wohl Schafe die sich scheeren lassen ohne zu blöcken; und um diese heranzubilden, sind Gymnasien (mit 6, nicht 5 Classen) mit 18 wöchentlichen Unterrichtsstunden, Classenlehrern und Schülern, deren Körper- und Geisteskraft weder durch die Zahl noch durch die Art der Unterrichtsgegenstände zu sehr in Anspruch genommen wird, Lyceen (von diesen schweigt Herr Hurter) und Universitäten, „deren Lehrer der Penelope gleich immer dasselbe Gewebe spinnen und lösen", mehr als hinreichend. Herr Hurter sollte also schon um seiner eigenen Consequenz willen das unbedingte Lob von Anstalten anstimmen, bei denen es nicht zu befürchten steht, weder, „daß Studentennamen am Schweif von Petitio-

nen an die Landstände über Verfassungsangelegenheiten prangen", noch „daß in der Frage: ob sieben die das Brod essen, gegen Einen der das Brod gibt, ihre siebenzählige, nicht Vorstellung, nicht geziemende Bemerkung, sondern runde und bestimmte Einsprache machen können, von so Vielen entschieden werde, sie seien hiezu vollkommen befugt gewesen, es hätte mithin der eine zum Rückmarsch blasen und jenen sieben in pflichtschuldiger Deferenz das Feld räumen sollen." — Herr Hurter findet es sonderbar, „daß auf den österreichischen Universitäten Geschichte eines derjenigen akademischen Lehrfächer ist, auf welche man keinen besondern Werth zu legen scheint", und zu den zwei Erscheinungen durch welche „die Vermuthung einer Ungeneigtheit gegen Geschichte gerechtfertigt werden dürfte", nämlich dem Aufhören des vom Archivar Chmel herausgegebenen, österreichischen Geschichtsforschers aus Mangel an Absatz, und dem Projecte einer Akademie ohne Geschichte und Philosophie, hätte er noch als dritte hinzufügen können, daß Geschichte auf den Lyceen zu den sogenannten freien d. h. zu jenen Fächern gehört, über welche Vorlesungen zu hören die Unterrichtsgeld zahlenden Studirenden nicht verpflichtet sind. Die Ursachen dieser Ungeneigtheit zu erforschen, hat Herr Hurter nicht für gut gefunden, und wenn, wie er sagt, Oesterreich als Staat die Geschichte nicht zu scheuen hat, so haben vielleicht die Regierung oder die Lehrer selbst sie zu scheuen. Ob erstere wollen wir hier nicht untersuchen; von diesen aber finden wir es sehr begreiflich, daß sie bei dem Zwange den ihnen das vorgeschriebene Lehrbuch, eine erbärmliche Compilation von Namen und Daten, auferlegt, bei der Nothwendigkeit ängstlich jedes Wort zu vermeiden das irgend höhern Ortes mißfällig

aufgenommen werden könnte, es vorziehen in ihren Vorlesungen selten den Zeitraum vor Christi Geburt zu überschreiten, oder sich gar nur, wie ein ehemaliger Professor an der wiener Universität, in der von ihm verfaßten „Vorgeschichte“ herumzutreiben. Allein wir können uns gar wohl erinnern mit welchem Enthusiasmus die Vorträge Schnellers trotz der ihm und seinen Schriften anklebenden Mängel angehört wurden — es war damals freilich eine andere Zeit — und sind überzeugt, die jetzt so verlassene Muse würde bald wieder einen zahlreichen Kreis begeisterter Verehrer um sich versammeln, wenn nicht von Oben herab jede noch so harmlose Regung selbstständiger freier Forschung im Keime unterdrückt, jeder Pulsschlag des öffentlichen Lebens mit solcher Aengstlichkeit überwacht würde als handle es sich um den Blutumlauf eines Sterbenden.

Ueber die österreichische Literatur beobachtet der Verfasser ein gänzliches Stillschweigen das jedoch beredter und anklagender ist, als es wahrscheinlich in seiner Absicht lag. Dafür weiht er der Censur die Seiten 103—121, und bemüht sich auf diesen Blättern die Liebenswürdigkeit jener Fee darzustellen, deren Zauberstäbchen, der Rothstift, seiner Ansicht nach das unfehlbare Verwahrungsmittel gegen die Uebel ist welche sich aus der Pandorabüchse, Preßfreiheit, über die Völker zu ergießen drohen. Abgesehen davon daß jenes Stillschweigen der schlagendste Grund gegen sie ist, müssen wir uns wundern daß Herr Hurter hier in seiner Beweisführung nicht glücklicher war, und wo es darauf ankam die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der präventiven Censur zu zeigen, ihren Gegnern nur leichtes Spiel machte. Wir wollen hier nicht tausendmal Gesagtes wiederholen und verwei-

sen diejenigen welche das bündigste zu Gunsten der Censur Vorgebrachte — die Preßfreiheit spricht für sich selbst — lesen wollen, auf Gentz's Aufsatz über die Briefe des Junius in den wiener Jahrbüchern; wir bemerken bloß daß aus der, übrigens bestreitbaren Unfruchtbarkeit der josephinischen Periode an Werken „durch welche die Wissenschaften einen vorher nie gesehenen Aufschwung nahmen", die „als niederschmetternde Zeugnisse gegen die Censur gelten müssen, so lange das Menschengeschlecht auf geistige Produktionen einen Werth setzt", nichts gegen die Preßfreiheit gefolgert werden kann, weil ein Boden, um Frucht zu tragen, des Samens bedarf der dort fehlte; weil Preßfreiheit, wie die atmosphärische Luft die Bedingung des körperlichen Lebens, die politische Freiheit die des bürgerlichen, so die des geistigen Lebens ist. Eben so wenig beweist gegen sie, daß damals so viel schlechtes Zeug gedruckt zum Vorschein kam; denn es ist besser daß die bösen Säfte aus dem Körper heraustreten als daß sie in ihm bleiben und Krankheiten im Organismus verursachen, und man könnte die Preßfreiheit mit dem Sicherheitsventil an Dampfmaschinen vergleichen, wie sie sich auch schon mehrmals als solches bewährte, während durch die Censur Revolutionen nie verhindert, wohl aber herbeigeführt wurden. Daß die Censur „die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, die Förderung der Wissenschaften nicht hindere", kann zugegeben werden, doch bleibt dann noch darzuthun was sie fördere, wozu sie denn gut sei und helfe, da selbst Herr Hurter nicht umhin kann von ihr begangene Dummheiten (die übrigens nur eine nothwendige Zugabe dieser auf die baarste Willkür gegründeten Einrichtung sind) und die Unzulänglichkeit einzugestehen, mit der sie gegen

ausländische Schriften geübt wird. In Beziehung auf diese möchte Herr Hurter eine Milderung eintreten lassen; wir finden es aber, wenn hier anders von Consequenz die Rede sein kann, ganz folgerecht daß auf in- wie auf ausländische Drucksachen der nämliche Maßstab angelegt wird, und behaupten daß in einem Staate, wo die Herausgabe eines Blattes wie z. B. die Allgemeine Zeitung nicht erlaubt ist, auch der Vertrieb eines solchen nicht gestattet werden sollte — auch kann ja die Unmöglichkeit verbotenen Büchern den Eingang zu wehren, eben so wenig gegen die Censur beweisen, als der Betrieb des Schmuggelhandels gegen die Zollsysteme.

Obwohl es sehr möglich ist daß Herrn Hurters Buch in die Protocolle der österreichischen Censur mit der Bezeichnung „transeat“ oder gar „erga schedam“ eingetragen wird, so zweifeln wir doch nicht an dem lebhaften Antheile den es in allen Kreisen hervorrufen wird, da auch die Gegner der hervorragenden Persönlichkeit des Verfassers, seiner geistvollen wenn auch einseitigen Anschauungsweise, seiner Gabe den Leser anzuziehen und zu fesseln, gerne Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Oesterreich im Jahre 1840.

Von einem österreichischen Staatsmanne. Leipzig, 1840.

Zwei Theile.

Wie fremde Touristen, besonders Franzosen, seit einiger Zeit Deutschland erwählt haben um dahin Entdeckungsreisen zu unternehmen, so ist wieder für Deutsche

Oesterreich das Ziel solcher Ausflüge, und das Ergebniß derselben entweder unbedingtes Lobhudeln aller dortigen Zustände oder ebenso einseitiger Tadel der über alles ausgegossen wird, weil es nicht modern constitutionellen, protestantischen oder gar hegelischen Zuschnitt trägt. Die Tories aller Länder und Farben reisen auf dieses Reich und rühmen die wohlthätigen Folgen rein monarchischer Regierungsgrundsätze, die abgefallenen und in den Schoos des alleinseligmachenden Absolutismus zurückgekehrten Liberalen thun desgleichen, und wenn einige mit St. Marc Girardin übereinstimmen der sagt: **En Autriche beaucoup de parties de l'homme sont satisfaites et tranquilles; les bras y ont du travail, l'estomac y est bien repu; si ce n'était la tête qui est mal à l'aise, quand elle s'avise de penser, tout serait à merveille**, kehren hingegen Andere dieses Urtheil um und meinen es sei am Ende doch zweifelhaft ob diese Denkfreiheit das Glück des Menschen ausmache oder auch nur fördere, während ein voller Magen ein wirkliches, von Niemandem abzuläugnendes Wohlbefinden erzeuge. Gegen die letztere Ansicht wäre nichts einzuwenden wenn die Bestimmung des Menschen darin bestände seinen Magen zu füllen oder physisch glücklich zu sein; dann müßte allerdings jene Form des Staats die beste sein, welche die größte Summe solchen Glückes auf die gleichmäßigste Weise vertheilt. Allein selbst in diesem Falle wäre Oesterreich noch sehr weit von der Vollkommenheit entfernt und auf keiner höhern Stufe als die meisten übrigen europäischen Nachbarländer; theilt man jedoch die Staaten nach andern Merkmalen ein, mißt man sie nach dem Grade der religiösen, geistigen Ausbildung ihrer Bewohner, so wird, vorzüglich was diese in allen

ihren Abstufungen betrifft, dem Kaiserthume nicht jener Rang angewiesen werden können den es durch seine Größe und die Kräfte die es umschließt einzunehmen berufen ist. Pauvre pays! où il n'y a que du bonheur, sagt Frau von Staël und spricht damit eine Wahrheit aus, die freilich paradox klingt, aber darum nicht weniger Beherzigung verdient.

Der Standpunkt von welchem der Verfasser des vorliegenden Werkes, wahrscheinlich ein böhmischer Edelmann, ausgeht, ist in folgender Stelle des Vorwortes angedeutet: „Darf es sich übrigens ein treuer Unterthan eines Staates gestatten, die Gebrechen, Fehler und Mängel seines Vaterlandes aufzudecken, so möge ihre Enthüllung nur dazu dienen, jenes zu verbessern was einer Veredlung, das abzustellen was einer Reform bedarf. — Ein Reich das des edelsten Blutes so viel enthält, ein Reich das durch seine Verfassung stark genug ist das Glück seiner Völker zu begründen, ein solches bedarf nur geringer Abhülfe in der Art seiner Verwaltungsweise um das wirkliche Wohl seiner Unterthanen herbeizuführen, auch wo sie sich desselben jetzt theilweise nur scheinbar zu erfreuen gehabt haben sollten." Wir haben es also hier mit einem Anhänger des Systems zu thun welches man gewöhnlich „aufgeklärten Despotismus" zu nennen pflegt, und sind nicht Willens uns mit ihm in Streit einzulassen über die Th. I S. 9, hoffentlich bloß bedingt ausgesprochene Behauptung daß man „der Verfassung Oesterreichs den Vorzug vor jeder andern in keinem Falle abstreiten dürfe" — wir sind vielmehr mit ihm einverstanden daß keine der gegenwärtig „in anerkannter Wirksamkeit" bestehenden Verfassungen für Oesterreich passend wäre, wiewohl damit nicht zugegeben ist was er

weiter sagt, daß „in Oesterreich nur die ausübende Gewalt einer Reform bedürfe, nicht aber die Verfassung". Es ist sonderbar daß die österreichische Administration im Auslande allgemeinere Anerkennung findet als ihr im Inlande gezollt wird, wie denn vor nicht langer Zeit ein französischer Minister sie die beste Europas nannte, während in Beziehung auf die Verfassung im Lande selbst nicht nur höchst selten Wünsche geäußert werden, ja es anzunehmen ist, daß die Wenigsten wissen was sie unter diesem Worte zu verstehen haben. Der Grund für das erstere mag darin liegen daß der Ausländer von Oesterreich gewöhnlich nicht viel mehr als Wien, von den Provinzen und ihrem Leben aber fast nichts kennen lernt; das letztere ist durch die geringe politische Bildung der meisten dortigen Bewohner hinlänglich erklärt.

Den Abschnitt über die Gesetzgebung leitet der Verfasser also ein: „Obgleich die Verfassung der deutschen, böhmischen, italienischen und galizischen Provinzen als rein monarchisch auf dem bloßen Ausspruche des Landesherrn beruht, so sind doch Oesterreichs Regenten bis jetzt nie versucht gewesen ihren ausgesprochenen Willen zu gleicher Zeit unbedingt als Gesetz hinzustellen. Wenn daher auch Willkür und Eigenmächtigkeiten mancher Art in dem Staatsverbande ausgeübt werden, so darf man doch versichert sein, daß weniger die Verfassung als vielmehr die Verwaltung oder eigentlich die physische Unmöglichkeit des Monarchen (sic), jeden einzelnen Zweig genau controliren zu können, den wichtigsten Einfluß auf solche Uebelstände äußert. — Es gibt kein Gesetz in Oesterreich das irgend einen Unfug begünstigt, keinen Willen des Monarchen der ihn billigen würde, so wie es auf gleiche Weise unter den Ver-

ständigen Niemanden geben dürfte der dies nicht vollkommen einzusehen und zu deuten wüßte.“ Ist das in den letzten Zeilen ausgesprochene ein ausschließlicher Vorzug Oesterreichs? Gewiß nicht — wir glauben aber daß gute Gesetze allein nichts helfen, wenn in der Vollziehung „Willkür und Eigenmächtigkeiten ausgeübt werden“, gegen die man in den meisten Fällen nicht einmal klagend auftreten darf, und dagegen suchen wir nicht in der Verwaltung, sondern in der Verfassung Bürgschaften, ohne deswegen, wie wir schon erklärten, eine nach dem Muster der englischen oder französischen zugeschnittene Constitution für Oesterreich passend und wünschenswerth zu halten. In dieser Abtheilung fiel es uns auf einen Irrthum zu treffen dessen sich ein „österreichischer Staatsmann“ nicht hätte schuldig machen sollen. Es heißt nämlich Th. I. S. 103: „bis auf gegenwärtige Zeiten ist größtentheils die ältere Gesetzgebung aus Maria Theresias und Kaiser Josephs Zeiten aufrecht erhalten worden. Besonders ist diese durch den Codex Austriacus, die Constitutio criminalis Theresiana, sowie durch das allgemeine Strafgesetzbuch vom Jahre 1787 festgestellt worden“, da doch in den meisten Zweigen der Gesetzgebung neuere, unter der Regierung Kaiser Franz I ausgearbeitete Gesetzbücher für alle Provinzen, mit Ausnahme Ungarns, in Kraft bestehen, wie z. B. das Criminalstraf- und das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch mit den dazu gehörigen Gerichtsordnungen, jenes 1803, dieses 1812 publicirt.

Der Verfasser ist kein Freund der Beamteten oder dessen was er Bureaukratie nennt, und sagt Th. I. S. 86: „Stolz und eine kalte, wenig ansprechende Persönlichkeit sind übrigens Haupteigenschaften vieler höherer

österreichischer Beamten, die man ihnen im Allgemeinen eben so wenig absprechen darf als es fast den Anschein hat daß sie sich auf solche Weise ihr Ansehen gesichert zu haben glauben." Und S. 89: „Im Allgemeinen zeichnet sich das Beamtenpersonal keineswegs vortheilhaft aus, und da selbst der niedrigste Beamte seine oft kleingewaltige Macht selbst in dem beschränktesten Wirkungskreise durch manche Bedrückung darzuthun sucht, so darf man sich über die Schelsucht nicht wundern mit welcher die österreichische Bureaukratie besonders von den untersten Ständen betrachtet wird." Man muß diesen Herrn, von denen die meisten nach fünfzehnjährigen Studien und einer oft zehn- und mehrjährigen unentgeltlichen Dienstleistung erst zu Brod und Ansehen gelangen, etwas zu gut halten; auch ist der österreichische höhere Beamtenstand „im Allgemeinen" eben so achtungswerth wie z. B. der preußische der ihn vielleicht an geistiger Ausbildung, doch gewiß nicht, besonders was die richterlichen Behörden betrifft, an Pflichttreue übertrifft. Daß wie sich der Verfasser Th. I. S. 84 äußert, „ein bedeutender Gehalt, ein eben so bedeutender Wirkungskreis und wenige Arbeit, da deren Hauptlast dem untergeordneten Conceptspersonale aufgebürdet wird, die gewöhnlichen Begleiter dieser Posten (der hohen Stellen der verschiedenen Provinzialdepartements) sind", ist in dieser Allgemeinheit ausgesprochen eben so irrig wie die Behauptung daß man „mit Ausschluß der höchsten Stellen sämmtliche Aemter der österreichischen Bureaukratie durch Emporkömmlinge bestellt findet, die in ihrer frühern Stellung sich die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Vorgesetzten zu gewinnen wußten, indem sie diese auf ihrer fernern Bahn nicht selten sogar zu überflügeln suchen wobei ihnen

eben so selten die Verleihung eines Prädicats, selbst jenes des hohen Adels zu entgehen pflegt." Ein flüchtiger Blick in den Staatsschematismus des Jahres 1840 läßt eine Menge hoch- und altadeliger Namen gewahr werden deren Besitzer vorzüglich bei den sogenannten politischen Stellen, den Gubernien, Regierungen und Kreisämtern Anstellungen bekleiden. Daß die Besoldungen der höchsten und höhern Beamten herabgesetzt, die der niedern erhöht werden sollten und die Anzahl beider viel zu groß ist, darin mag der Verfasser Recht haben; ob indessen durch eine gänzliche Reform des Beamtenwesens die Hälfte derselben überflüssig würde, ist billig zu bezweifeln.

Oesterreichs Finanzwesen das von S. 129—159 des I. Theiles übersichtlich abgehandelt wird, leidet an zwei Hauptgebrechen. Erstens trägt nicht jeder Bürger „auf eine seine Kräften und seinem Vermögen angemessene Art zu den Staatslasten bei", sondern „es sind einzelne Stände die den bei weitem größern Theil der Staatsverwaltungskosten zu tragen haben, während andere hiervon entweder ganz befreit oder doch wenigstens höchst unverhältnißmäßig besteuert erscheinen"; der andere Uebelstand ist, daß ungeachtet der fünfundzwanzig Friedensjahre immer mehr ausgegeben als eingenommen wird, was die Anleihen beweisen die man fortwährend zu machen genöthigt ist. Die Personalveränderungen welche unlängst in den höchsten Regionen der Finanzverwaltung stattgefunden haben, deuten auf eine bevorstehende Reform — die beste, Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes, wird freilich nicht so bald eingeführt werden. Wir verweisen hier auf das Werk selbst, vorzüglich auf das über die Verzehrungssteuer Gesagte, und führen nur als eine bemerkenswerthe Einzelnheit an,

daß die direkten Steuern vom Grundeigenthum oft 70 Prozent betragen.

In dem Abschnitte über das Militärwesen freute es uns zu lesen daß die Hauptleute jetzt nicht mehr als zehn Stockstreiche geben zu lassen befugt sind, und jede höhere Zahl durch den Auditor zuerkannt und von dem Regimentskommandanten bestätigt werden muß. Wenn es damit nur nicht geht wie in einem ähnlichen Falle der Th. I S. 104 erwähnt wird: „Der verhörende Rath der Criminalgerichtsstelle hat nämlich die Befugniß bei dem verstockten Läugnen eines Verbrechers oder bei widersprechenden Aussagen desselben eine gewisse Anzahl von Stockstreichen anzuwenden, um durch den Schmerz ein wahrheitsgemäßes Geständniß des Schuldigen zu erzielen. Obgleich aber diese Anzahl durch das Gesetz ausdrücklich bemessen ist und in keinem Falle zehn Streiche übersteigen soll, so wird dieser Ausspruch eigenmächtig dahin erweitert daß man zwar nur immer gerade so viel Streiche auf einmal ertheilt als die Vorschrift lautet, diese aber nach dem Verlaufe weniger Minuten aufs Neue und so lange wiederholt bis sich der Schuldige zu einem freiwillig-erzwungenen Geständniß herbeiläßt."

Das dritte Buch handelt in vier Abtheilungen von der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürger und dem Bauer. Wenn der Verfasser sagt: „Mit alleiniger Ausnahme der Erzbisthümer zu Wien und Lemberg welche erst in neuerer Zeit, nach dem Gleichheitssysteme Sr. Majestät Kaiser Franz I, durch Bürgerliche besetzt wurden, erscheinen fast alle übrigen als ausschließliche Sinecuren des hohen Adels Oesterreichs; ja manche derselben wie das Erzbisthum zu Olmütz und jenes zu Salzburg, deren Domcapitel bloß aus Mitgliedern des höchsten Adels be-

stehen, dürfen auch nur durch diese ergänzt werden", ist er im Irrthum; denn außer dem Domcapitel zu Olmütz, dessen meiste Präbenden vom Adel für den Adel gestiftet sind, besteht keines bloß aus adeligen Mitgliedern; in Salzburg war der Vorgänger des jetzigen Erzbischofs ein Bürgerlicher, Augustin Gruber, und die Mehrzahl der übrigen Erz- und Bisthümer wie Görz, Linz, St. Pölten, Seckau, Lavant, Gurk, Laibach, Triest u. s. w., ist von solchen besetzt. Auch werden nicht „die übrigen Würden im Stifte selbst, als die Stelle eines Domprobstes, Domscholasters u. s. w. bei sämmtlichen Dom- und Collegiatstiften Oesterreichs nur durch die Wahl des versammelten Capitels entschieden", sondern an den meisten Capiteln auf andere Weise, größtentheils durch den Monarchen selbst vergeben. Gegen die Ordensprälaten ist der Verfasser ungerecht; was einzelnen mit seltener Ausnahme zur Last fällt, nennt er „die gewöhnliche Begleitung dieser Würdenträger", — unter denen hingegen wir Männer kennen die ihrem Stande in jeder Beziehung Ehre machen. Den Verdiensten die sich Oesterreichs höhere Klostergeistlichkeit um die Wissenschaften erwirbt, läßt er Anerkennung widerfahren und fügt hinzu: „daß man selten, besonders unter den Prämonstratensern, Benediktinern, sowie im Malteser- und Kreuzherrenorden ein Mitglied finden wird das nicht bedeutende classisch-wissenschaftliche Kenntnisse besäße". Auch wir sind der Meinung daß die Glieder dieser Orden in Oesterreich auf einer höhern Stufe der Bildung stehen als die Weltgeistlichen die jedoch, Alles zusammengenommen, ihren spanischen, französischen, italienischen und schweizerischen Collegen vorzuziehen sind.

In dem Capitel über den österreichischen Adel füh-

len wir uns versucht dem Verfasser in Manchem zu widersprechen. Wir gönnen der haute volée, der crême und der crême de la crême den ihres Treibens würdigen Homer welchen sie in Mistreß Trollope gefunden hat; allein wir sind nicht geneigt den Adel „als Schutzwall eines monarchischen Staates", als „den Schirm des Thrones" zu verehren. Kein Stand als solcher kann und darf ausschließlich und vor andern ein solcher Schutzwall und Schirm sein. Auch der Adel hat diese Aufgabe nie gehabt und nie erfüllt; oder vergißt man daß der älteste, zahlreichste und stolzeste Adel, der Frankreichs, den Thron nicht zu schützen vermochte und vor dem Wehen des Geistes der neuen Zeit selbst verging, wie Gras auf dem Felde? Wo der Adel sich noch erhalten hat und ferner erhalten will, ist ihm eine andere Aufgabe zugewiesen die er leider selten begreift.

Der Verfasser bejammert in ausführlichen Klagen die Lage des armen Adels in Oesterreich, den er der Pariakaste in Indien vergleicht. Arm sein ist heut zu Tage für Jedermann ein Unglück, fast ein Verbrechen, und wir geben zu daß ein armer Adeliger seine Armuth schmerzlicher fühlt. Wie der Staat dem abhelfen könne, vermögen wir nicht einzusehen, wenn er solchen pauvres honteux nicht etwa erlauben soll ihren Adel zu verkaufen. Wir kannten zwei Kaufleute und einen Wirth die ihren Adel so lange verborgen hielten bis sie sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatten — Andere mögen es auch so machen und sich wie arme Bürger und Bauern helfen so gut sie können. Arbeit entehrt Niemanden. Ferner stellen wir in Abrede, daß im geistlichen, Beamten- und Soldatenstande gewöhnlich Bürgerliche gleichbefähigten armen Adeligen vorgezogen werden — im

Gegentheile. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, die ständischen Anstellungen fast ausschließlich an Adelige verliehen; auch haben diese für ihre Söhne Stiftungsplätze in den Akademien und Convicten, für ihre Töchter Präbenden in den vom Verfasser aufgezählten Damenstiften. Von seiner Vorliebe für den armen Adel irre geleitet, thut der Verfasser sogar den paradoxen Ausruf: „Im strengen Sinne genommen hat daher Oesterreich wohl eine Geldaristokratie aber keinen Adel." Dies soll wohl heißen daß ein Adeliger der kein Geld hat in Oesterreich weniger angesehen ist als ein reicher Banquier, Fabrikant oder ein Beamteter; wir möchten wissen wo in der Welt es anders ist.

Obwohl wir hier die ungarischen Zustände nicht berücksichtigen, so können wir doch unsere Verwunderung über eine Ansicht des Verfassers nicht bergen, welche er Th. I. S. 336 äußert. Hier heißt es: „Fragt man nach dem Grunde warum das Wechselrecht eingeführt werden soll, so dürfte es heißen, um den allgemeinen Wohlstand zu fördern. Hier muß man aber hinzusetzen, nur den Wohlstand des Adels, denn der Bürger und Bauer Ungarns hat nichts; auf was sollte man demselben borgen?" Aus der Feder eines „österreichischen Staatsmannes" hätten wir diese Worte nicht erwartet.

Der zweite Theil umfaßt die Darstellung der österreichischen Culturzustände. Anziehend ist was in dem Abschnitte von der Religionspflege von einer Secte berichtet wird, „welche in der Zahl ihrer Anhänger immer weitern Umfang gewinnend, der sonst strengen Wachsamkeit der Polizeigewalt bisher nur dadurch entgangen zu sein scheint daß sich die Grundprincipien ihres Glau-

bens für den Staatsverband eher nützlich als gefahrdrohend zeigen."

In der Abtheilung: „Lehrfach und Schulwesen" bringt der Verfasser die sonst schon mehrfach gerügte Anstellung der Lehrer durch Concurs mißbilligend zur Sprache. Es ist erfreulich daß die 1839 mittelst eines kaiserlichen Handbillets erfolgte Verleihung der Stelle des verewigten Jacquin an Dr. Stephan Endlicher ein anderes Verfahren in Aussicht stellt. Welche Subjecte manchmal aus dem Concurse siegreich hervorgehen, ersieht man aus der Seite 70 erzählten Anekdote: „Ein Adjunkt der Mathematik in * * * hielt in einem Gespräche mit seinen Schülern den noch jetzt lebenden Buchhändler Otto Wigand für den im Jahre 1813 verstorbenen Dichter Wieland, und äußerte pathetisch, der Mann habe in neuester Zeit sehr viel dummes Zeug geschrieben." Als Gegenstücke in anderer Art erwähnen wir des Professors der Philologie und Aesthetik an der * * Universität, * *, der in einem literar- und kunstgeschichtlichen Werke die Schriften des Professors Rosenkranz auf das ungescheuteste und ungeschickteste plünderte, und eines wiener Philologen der in der (in den „Wiener Jahrbüchern" abgedruckten) Recension einer lateinischen Grammatik bedauert daß durch die Aufhebung der Jesuiten in Oesterreich das Studium der Philologie in Verfall gerathen sei, und nebenbei selbst die gröbste Unkenntniß aller neuern deutschen Arbeiten in diesem Fache offenbart, während er in der nämlichen Zeitschrift, ein Lehrbuch der deutschen Sprache beurtheilend, den Verfasser tadelt, daß er Zacharias Werner nicht unter den österreichischen Dichtern aufführte, über die geringe Anerkennung klagt welche die Deutschen Grillparzern zollen, und sich endlich damit tröstet daß

die Oesterreicher Thaten den Worten vorziehend sich durch die Mißgunst und Verkennung des Auslandes nicht irre machen lassen. Er hat allerdings diese Verkennung nicht zu fürchten.

Die Universalprüfungen welche man beim Eintritt in den Staatsdienst zu bestehen hat, heißen nicht Absolutorien (so werden die Zeugnisse genannt in welche alle bei den Semestralprüfungen erhaltenen Noten übersichtlich eingetragen werden), sondern Criminal- und Civilrichteramts-, politische und Cameralprüfungen.

Der letzte Abschnitt „Literatur" ist auf das dürftigste ausgestattet. Während die unbedeutendsten Versemacher — einige der angeführten Literaten sind nicht mehr — und Novellisten Böhmens weitläufig besprochen werden, vermißt man unter den aufgezählten Historikern die Namen: Chmel, Hammer-Purgstall, Kurz, Mailàth, Palacki; im Fache der technischen und Naturwissenschaften: Littrow, Baumgartner, von Ettingshausen, Meißner, Prechtl, Endlicher, Baron von Hügel, Kollar; in dem der Literatur im engern Sinne: Enk, Feuchtersleben, Frankl, Karoline Pichler, Pyrker, Seidl, J. N. Vogl u. a. m.

Der Verfasser ist für eine liberale Censur und sagt, daß sie in Oesterreich in neuester Zeit viel von ihrer frühern Strenge verloren habe. Läßt sich aus einer vereinzelten Thatsache auf eine Aenderung des Systems schließen, so dürfte der Umstand bemerkenswerth sein daß im dritten Hefte der „Wiener Jahrbücher" für 1840 Heines Buch über Börne recensirt wird. Eben dieses Heftes letzte Blätter enthalten eine (auf ein Werk des gegenwärtigen österreichischen Finanzministers v. Kraus sich beziehende) das Correspondenzzeichen △ Leipzig tragende „Blumenlese über das ethische Staatsprincip", deren Einsender schließt:

„Wir ergreifen überhaupt mit Vergnügen diese Gelegenheit um der im Auslande von den Revolutionären und ihren Anhängern so oft und heftig bekämpften österreichischen Regierung, welcher eine engherzige Politik mit so vielem Unrechte vorgeworfen wurde, während sie nur den Verirrungen unserer Zeit mit standhaftem Muthe und eiserner Consequenz in den Weg trat, volle Gerechtigkeit über die Reinheit und alle Leidenschaften besänftigende Tendenz ihrer Regierungsmaximen widerfahren zu lassen." Dazu erklärt er sich vollkommen mit dem einverstanden was die Leipziger „Jahrbücher der Geschichte und Politik" 1837 aussprechen, daß „das Gesetz der Liebe kein erst durch Erfahrung zu erprobendes, sondern ein schon längst in Oesterreich erprobtes System ist". — „Die Liebe aber", fügen wir mit den Worten des Apostels Paulus bei, „ist langmüthig, ist milde; die Liebe beneidet nicht; sie ist nicht unbescheiden; sie blähet nicht auf; sie verletzet den Wohlstand nicht; sie ist nicht eigensüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges; sie hat nicht Freude an dem Unrecht, aber Freude an der Wahrheit; sie trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf, wenn auch Weissagungsgaben wegfallen, die Sprachgaben aufhören und es mit der Erkenntniß ein Ende nimmt. Denn unvollkommen ist unsere Erkenntniß und unvollkommen unser begeisterter Vortrag; wenn aber das Vollkommene erscheint, dann wird das Unvollkommene aufhören."

Einige Worte über und an die österreichischen Journale.

Wer zuckt nicht die Achseln, wenn von österreichischen Journalen die Rede ist? Wenn Bäuerle vor seiner Bude in die Posaune stößt, und Saphir humoristische Cabriolen schneidet um Abonnenten anzulocken? Wenn Groß-Hoffinger den Patriotismus aller derjenigen (und ihrer ist eine große Zahl) in Frage stellt, die nicht auf den „Adler" und das „Schwarze Mandl" pränumeriren? Wenn eine Clique die andere lobt oder auspfeift, je nachdem die Führer das Losungswort geben? Und das nennen die Leute Literatur. Ich lobe mir dagegen die Kalendermacherei. Diese weiß wenigstens was sie soll, und erhebt sich bisweilen über ihren Beruf. Von den österreichischen Journalen aber kann man nicht das Gleiche sagen. Sie wissen weder was sie sollen, noch was sie können, und thun nicht einmal was sie dürfen. Sie glauben, sie seien da um zuvörderst die Leistungen aller möglichen Schauspieler, Sänger und Virtuosen beiderlei Geschlechts zu besprechen, die Bücher ihrer Mitarbeiter und der Freunde ihrer Mitarbeiter zu loben, und das Ungethüm Publikum mit „spannenden" Novellen und zum Nachtisch mit Neuigkeiten zu füttern. Sie ahnen gar nicht daß sie eigentlich kein Recht aufs Dasein haben und nur auf Duldung Anspruch machen dürfen so lange sie sich angemessen aufführen. Die Literatur bedarf ihrer nicht; sie schaden ihr sogar. Wenn sie nicht wären, richtete sich die Lesesucht auf würdigere Gegenstände; wenn sie anders wären, würde auch das Publikum ein anderes. Sie helfen keinem wahrhaften Bedürfnisse der Zeit ab,

obschon jedes Journal, besonders jedes neu entstehende dieß vorgibt. Der Ausdruck ist stereotyp geworden, und wir zweifeln auch gar nicht, daß die Leute welche ihn brauchen, es ernstlich mit ihm meinen. Wenigstens hilft das Journal den Bedürfnissen eines Buchhändlers, des Redacteurs, irgend eines deutschen Krähwinkels ab, oder bespricht nach Würden die dramatischen Leistungen des Hoftheaters in Flachsenfingen und geberdet sich entzückt über die erstaunliche Kunstfertigkeit eines Maultrommelvirtuosen oder die ins Ueberschwängliche sich verlierenden Rouladen der berühmten Sängerin .... ini — ani. Nebenbei bringt es im Feuilleton das Neueste und Anziehendste aus allen Weltgegenden, z. B. daß im Ambigu comique ein Stück durchgefallen ist, daß die Stimme des Tenors Dandini merklich schwächer wird und daß der Bassist Tromboni nach immer volle Häuser macht. Wir haben auch in Deutschland lange Zeit fast keine andern Journale gehabt, und der Schaden den sie anrichteten ist gar nicht zu berechnen. Selbst solche Zeitschriften die auf höhern Werth Anspruch machten, sanken und sinken noch jetzt auf diese Stufe herab und behandelten in ihren Spalten Theater, Concerte und Aehnliches mit einer Wichtigkeit wie sie etwa die Engländer auf die Darstellung einer Parlamentssitzung verwenden.

Bekanntlich nehmen Journale und Journalisten niemanden lieber zum Sündenbock als die Censur. Vermißt man in einer Zeitschrift Ideen, zierliche und kräftige Formen, geistreiche Wendungen, so heißt es, die Censur habe dieß Alles gestrichen. Ist das Journal langweilig, inhaltlos, oberflächlich, gemein, so trägt die Censur die Schuld. Man muß aber den Teufel nicht schwärzer malen als er ist. Die Censur kann allerdings beliebig streichen

was ihr mißfällt; allein sie kann nicht gebieten daß man dummes Zeug drucken läßt. Die Verantwortlichkeit für dieses fällt also immer von ihr auf die Journale selbst zurück. Wenn ich z. B. drucken lassen möchte: Börne hatte mehr Patriotismus als Gentz, so kann sie diesen Vergleich anstößig finden und streichen; sie kann mich jedoch nicht zwingen das Umgekehrte zu veröffentlichen.

An der Spitze der österreichischen Zeitschriften stehen die „Wiener Jahrbücher". Der Staat unterstützt sie, der k. k. Regierungsrath von Deinhardstein redigirt sie, Gerold verlegt sie. Sie könnten für Oesterreich sein was die „Quarterly-" und „Edinburgh-Review" für England sind — Journale die, eben weil sie nur in längern Zwischenräumen erscheinen, das unangenehme Geschäft des Abschäumens der Literatur ersparen, indem sie bloß das wahrhaft Bedeutende zu betrachten brauchen, und ihr Urtheil, was es an Frische verliert, an Gehalt gewinnt. Allein die „Wiener Jahrbücher" ziehen es vor ihr Publikum in der orientalischen Akademie zu suchen. Ausnahmsweise besprechen sie wohl hier und da ein Erzeugniß der deutschen Literatur. Die deutsche Literatur vergilt es ihnen auch. Ob sie in Konstantinopel oder Bagdad mehr Ansehen genießen als in Berlin oder Leipzig, tst mir nicht bekannt. Freilich ist Oesterreich durch Lage und Geschichte angewiesen dem Oriente großen Antheil zu widmen — ob aber deßhalb die Jahrbücher den Recensionen arabischer, persischer, türkischer, mongolischer Werke (welche Recensionen allerdings das beste und gründlichste sind was sie überhaupt bringen) und den betreffenden Handschriftenverzeichnissen so unverhältnißmäßig viel Platz einräumen sollen, läßt sich billig bezweifeln. Seit einigen Jahren treiben die Jahrbücher neben dem Türkischen vor-

züglich das Spanische — vielleicht kommt später das Deutsche an die Reihe. Daß sie alle Erörterungen über vaterländische Verhältnisse vermeiden, versteht sich von selbst. Solche Erörterungen liegen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinaus. Wenn sich ein Oesterreicher für sein Geburtsland interessirt, so lese er die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Diese bringt alles Wissenswerthe aus der Monarchie; sie berührt sogar deren „auswärtige Angelegenheiten“, indem sie das Ab- und Zugehen der betreffenden Gesandten und Gesandtschaftssecretäre treulich registrirt. Werden die Jahrbücher vielleicht zu wenig durch Beiträge unterstützt? Wer die Namen der Männer liest welche andere Zeitschriften als Mitarbeiter anführen, sollte denken die nämlichen wären auch für die Jahrbücher zu gewinnen. Warum werden sie nicht gewonnen? Wir wollen uns nicht länger mit Vermuthungen beschäftigen; gewiß ist nur daß die wiener Jahrbücher auf den Gang der Literatur in Oesterreich nicht jenen Einfluß üben der einem Institute dieser Art gebührt, das noch dazu vom Staate so freigebig gefördert wird; daß sie im übrigen Deutschland nicht die Achtung genießen welche dem ersten literarischen Organ eines Reiches von 35 Millionen Menschen gezollt werden sollte.

Von allen wiener Blättern verfügt wohl die von F. Witthauer redigirte „Wiener Zeitschrift“ über die tüchtigsten Kräfte. Literarisch und gesellschaftlich hochstehende Männer wie Hammer-Purgstall, Lenau, Fürst Schwarzenberg u. a. beehren sie mit Beiträgen. Ihr novellistischer Theil hat wenigstens den Vorzug daß er seltener dem Auslande abgeborgt ist, wenn gleich er noch immer viel zu wünschen übrig läßt. Das Feuilleton hingegen ist mittelmäßig und thäte besser sich weniger vom Abhub der

französischen und englischen Blätter zu nähren. Von zwanzig Nachrichten betreffen neunzehn das Ausland. Bietet das Vaterland dem Feuilletonisten der „Wiener Zeitschrift" so wenig Ausbeute dar? Die Verzeichnisse der in den Gewächshäusern von Schönbrunn blühenden Pflanzen, welche die „Wiener Zeitschrift" vor Jahren brachte, waren dort unstreitig besser am Platze als die abgeschmackten Mittheilungen über Possen die auf den pariser Boulevardtheatern beklatscht oder ausgepfiffen werden. Was die kritischen Leistungen der „Wiener Zeitschrift" betrifft, so hege ich die Vermuthung daß sie, so weit sie die Literatur angehen, von einem des deutschen Styls noch nicht ganz mächtigen Gymnasiasten herrühren. Es ist lobenswerth daß die Redaction, indem sie hoffnungsvolle Jünglinge auf diesem Wege in die Literatur einführt, von dem Grundsatze ausgeht: Experimentum fiat in corpore vili. Eine Recension z. B. über Carlopagos Odeon, einen in Lieferungen erscheinenden österreichischen Musenalmanach, nimmt sich aus wie eine Stylübung über die Aufgabe den Satz „diese Gedichte sind vortrefflich" ins Unendliche zu variiren. Die Oesterreicher haben nebst andern guten Eigenschaften auch die, gute Lyriker zu sein, und die Aufmunterung Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben", brauchte nicht hinzu zu kommen um dort das tausendstimmige Poetenconcert in Gang zu bringen. Die österreichische Kritik benimmt sich dabei wie ein wohlerzogener Gast in einer Privatabendunterhaltung, wenn die Töchter des Hauses Musik machen. Jeder zwitschernde Zaunkönig wird für eine Nachtigall ausgegeben, und statt zu sagen: Du machst ganz erträgliche Verse, aber mehr nicht, und dieß leistet gegenwärtig jeder Gymnasiast — läßt man sich vernehmen wie folgt (Recension des öster-

reichischen Odeon): „Gedichte von Joh. Ph. Freiherrn von Lazarini. Dieser Autor (sic) dürfte einst zu den Zierden unsers Parnasses gerechnet werden; besonders sind die Arbeiten, wo er den Satyr walten läßt, vortrefflich." Lieber Gott! Der Parnaß wäre für seine Zierden schon lange viel zu klein, wenn alle hinaufkämen die man hinauf prophezeit. Zum Glück bleiben die meisten am Fuße des Berges.

Vogl der einige gute Balladen gereimt hat, redigirt jetzt das „Oesterreichische Morgenblatt". Schuhmachers Literaturkritiken sind das Beste daran, das Uebrige ist größtentheils werthlos. Frankls „Sonntagsblättern" ist günstiger Fortgang zu wünschen. Sie sind nicht in das gedankenlose, belletristische Treiben der übrigen Journale versunken, und bezwecken mehr als die Unterhaltung des Lesepöbels. Wenn Dichter wie Frankl noch den Muth haben die dornige und bei uns so undankbare Laufbahn des Journalismus zu betreten, darf man die Hoffnung auf eine würdigere Gestaltung desselben nicht ganz aufgeben. Adamis heftweise erscheinendes „Alt- und Neu-Wien" behandelt fast nur Localinteressen.

Wenn man von der wiener Belletristik spricht, kann man unmöglich die „Theaterzeitung", welche Herr Bäuerle redigirt, übergehen. Mehr als Herr Bäuerle und seine Theaterzeitung kann man wahrhaftig nicht leisten — nämlich im Klatschen. Wenn man ein Blatt dieses Journals gelesen hat, wird es einem zu Muthe wie wenn man aus einer Kaffeegesellschaft käme, in welcher ein Dutzend Gevatterinnen auf Kosten ihrer Mägde und Nachbarinnen ihre Zungen geübt haben. Uebrigens ist die Theaterzeitung besser und schlechter als ihr Ruf. Besser, wenn dieser Ruf, wie angenommen werden muß, im umgekehrten

Verhältnisse zu der Länge der Ankündigungen steht die Herr Bäuerle bezahlt. Die Theaterzeitung hat wenigstens ein Verdienst das ihr zum Lobe angerechnet werden muß. Sie pflegt, so gut sie kann, das nationale Element. Nicht in ihren lithographirten und illuminirten Beilagen die das „Wiener Volksleben" zum Gegenstande haben. Das wiener Volksleben ist in der Wirklichkeit eigenthümlich genug und hat nicht nöthig im Bilde erst die Wanderung durch den „Charivari" und die „Europa" zu machen, bevor es Herr Bäuerle abconterfeit. Nicht in ihren aus dem Französischen übersetzten „Originalnovellen", in ihrem aus dem Kehricht anderer Journale zusammengelesenen Mischmasch alberner Neuigkeiten und neuer Albernheiten, nicht in ihren Modebildern endlich, denn die Wienerinnen sind hundertmal anmuthiger und liebenswürdiger als diese Modebilder voraussetzen lassen. Sie pflegt das nationale Element, weil sie selbst das lebhafte Abbild eines ächten Oesterreichers, insbesondere eines Wieners ist. Patriotisch, gutmüthig, lebenslustig, auf Neuigkeiten erpicht — im Uebrigen den lieben Herrgott einen guten Mann sein lassend. Nur Schade daß mit Saphir der „Humor" aus ihr fortgezogen ist, wie man in Wien das Spaßmachen zu nennen pflegt. Sie ist zwar noch immer „bei gutem Humor", allein sie fördert keinen mehr zu Tage. Nach dem Gesagten ist es überflüssig zu beweisen warum die Theaterzeitung schlechter ist als ihr Ruf.

Vom 1. Juli an erscheint ein „österreichisches Centralorgan für Literatur". Als Redacteur und Herausgeber nennt sich Doctor Ignaz Joseph Prochazka, gewesener supplirender Professor der Philosophie an den Hochschulen Innsbruck und Wien. Mir ist außer dem Prospectus

noch kein Blatt dieses Journals zu Gesicht gekommen; ich kann daher nicht beurtheilen in wie weit die österreichische Kritik durch dasselbe wieder zu Ehren gebracht wird. Eine solche Ehrenrettung bedarf sie aber in hohem Grade. Vor Allem thut ihr Noth daß sie sich von dem Cliquenwesen reinigt. Bis jetzt bestanden in Wien eben so viele Lobassecuranzgesellschaften als Literatenkneipen. Wer sich an keine anschloß, gegen den verbanden sich alle. Wenn sich das Centralorgan nicht über alle unlautern Rücksichten dieser Art erhebt, wenn ihm die Wahrheit nicht mehr gilt als die Gunst, so wird ihm die Lüge bald in den eigenen Hals kommen und es wird an ihr ersticken.

Aber das österreichische Centralorgan für Literatur soll ja keine schönwissenschaftliche Zeitschrift werden. Gewiß nicht. Ein griechischer Weiser sagte einst, er ziehe es vor Staatsmänner zu bilden als selbst einer zu sein. Möge uns das Centralorgan ein paar gute Zeitschriften bilden. Es nimmt sich unter Anderem vor „den Geschmack zu veredeln". Möge es uns Köche bilden. Hoffen wir zu viel wenn wir erwarten vom Centralorgan werde eine Reform des österreichischen Journalwesens, d. h. des sogenannten belletristischen, ausgehen? Freilich, wer eine solche Reform unternimmt, muß nicht vermitteln, sondern mit der Schärfe des Schwertes dreinschlagen.

Das Centralorgan wird zu dieser Reform, es wird zur Hebung der erwähnten Zeitschriften und ihrer Schwestern, und wenn sie sich nicht heben lassen, zu ihrer Erniedrigung und Vernichtung am besten beitragen, wenn es dieselben etwa alle Monate in einer Beilage ausführlich bespricht. Es darf sich nicht darauf beschränken ein bloßes Inhaltsverzeichniß zu geben und mit kurzen Bemerkungen zu begleiten, wie dieß in der Abendzeitung

geschieht. Es muß den Muth haben, wenn man ihm die Erlaubniß dazu gibt, es nöthigenfalls mit dem ganzen Heere zünftiger und nicht zünftiger Literaten, das sich in den Journalen herumtummelt, aufzunehmen. Es muß den Muth haben mit Herrn Bäuerle selbst eine Lanze zu brechen und die Brut nichtsnütziger Scribler wie ein Wespennest mit einem Tritte zu zertreten, auf die Gefahr hin daß einige entkommen und ihm um die Ohren sausen. Dazu gehört allerdings viel Courage, aber nicht mehr als ein „Centralorgan für Litteratur" haben soll. So lange noch ein Journal sein Dasein fristet, welches sich patriotisch dünkt, weil es ein schlechtes Deutsch schreibt, gründlich, weil es langweilig, unterhaltend, weil es gemein ist, so lange darf der Kampf nicht aufhören. „Schlagt todt — todt — todt!" citire ich mit Herrn von Deinhardstein.

Das Centralorgan wird wohl daran thun wenn es sich von Zeit zu Zeit auch mit den Provinzialzeitschriften beschäftigt. Die Centralisation ist in Oesterreich Gottlob noch nicht auf dem Fuße eingerichtet wie in Frankreich, und die Provinzen behaupten eine gewisse Selbständigkeit. Die meisten Zeitungen erscheinen dort in Verbindung mit belletristischen Beiblättern, in denen gewöhnlich die einheimischen Genies zuerst auftreten. Diese Beiblätter könnten auf die Geistesbildung ihrer Leser deren sie in der Regel viele haben, einen sehr wohlthätigen Einfluß üben, wenn sie über Geschichte und Statistik des Landes, über seine Industrie und ähnliche gemeinnützige und anregende Gegenstände in populärem Tone sprächen, oder wenn sie nichts eigenes bringen können, Auszüge aus guten Büchern brächten, statt ihre Spalten mit Gedichten an den Mond, an die Geliebte, mit abgedroschenem No-

vellenfutter, Charaden und Mitteln gegen die Wanzen zu füllen. Mögen sie immerhin auch einen Poetenwinkel haben — nur nicht für diejenigen talentvollen Jünglinge welche in der Schule scandiren gelernt haben, ein Reimwörterbuch besitzen und nun vor Begierde brennen ihren Namen in der Carinthia, dem Aufmerksamen u. s. w. unter einem Producte zu lesen das ein Gedicht heißt, weil es aus einer gewissen Zahl langer und kurzer Silben besteht.

Begreiflicher Weise kann das Centralorgan gewissen Verhältnissen nicht gebieten. Wir hoffen aber zuversichtlich daß die nämliche Regierung welche die Körper durch die großartigen Eisenbahnzüge beflügelt, auch den Geistern gestatten wird im Reiche der Gedanken ihre Schwingen freier zu regen. Es heißt im Prospectus, das Centralorgan werde sich besonders mit jenen Zweigen des menschlichen Wissens befassen, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Unter A—H werden diese Zweige angeführt. Mit Geographie wird angefangen, mit Poetik aufgehört. Daß der Mensch in einem Staate lebt und eine Religion bekennt, davon darf das Centralorgan, wie es scheint, keine Kunde nehmen. Sind Religion, Staatsverfassung, Gesetzgebung Geheimwissenschaften die nur einem Kreise von Auserwählten zugänglich sein dürfen? Nehmen sie das „allgemeine Interesse" nicht „in Anspruch"? Sind sie vielleicht nicht zur Erörterung geeignet, ungefähr wie das Einmaleins? Die katholische Religion und das monarchische Princip sind in Oesterreich so fest gegründet, daß selbst auf dem Standpunkte wo man dort steht, das Betasten ihrer Auswüchse nicht gefährlich erscheinen kann. In keinem Staate deutscher Nation sollten dem anständigen Besprechen vaterländischer

Angelegenheiten — um die handelt es sich zunächst — auch wenn sie Religion und Gesetzgebung betreffen, Hindernisse entgegengestellt werden. In Oesterreich wo das Herrscherhaus zugleich das angestammte ist, wo der Thron über jeden Angriff erhaben dasteht, wo eine reiche Aristokratie alter, berühmter, theilweise auch beliebter Geschlechter, ein zahlreicher und begüterter Klerus das Princip der Stabilität so überwiegend vertritt, und eine halbe Million Bewaffneter zu dessen Schutze aufgerufen werden kann, ist am wenigsten zu besorgen daß die Presse, wenn man sie von einigen ihrer drückendsten Fesseln befreit, die Grenzen einer gemäßigten und nützlichen Opposition je überschreiten werde. Bis jetzt durfte man nicht einmal loben, man mußte schweigen. In einem chinesischen Polizeistaate wo Alles in Fächer eingetheilt und in Rubriken geordnet ist, mag dieß in der Ordnung sein, allein dem Culturzustande welchen Europa nächst Gott den Germanen zu danken hat, widerspricht es. Zwischen der Theorie welche lehrt das Volk dürfe seine Fürsten um ihrer Nase willen absetzen, und dem Vorgeben es sei nur wegen seiner Regenten da, hat so unendlich viel Discussion Platz, daß ein Antheil an derselben den Oesterreichern gar wohl eingeräumt werden mag. Erst dann wenn dort Jedermann wird ungescheut sagen und drucken lassen dürfen, es sei im Vaterlande allerlei zu verbessern, da und dort und dieses und jenes — — — erst dann wird das Wort Patriot einen Sinn haben und die erhabene Stellung welche das Geschlecht der Lothringer im Laufe der Zeiten errungen, eine beneidenswerthe sein. Nach dem Sprichworte: **Ex ungue leonem**, ließen sich aus dem Prospectus auf das „österreichische Centralorgan für Literatur" selbst allerlei Schlüsse ziehen; z. B. aus

dem Umstande daß er mit der Entwicklung der Sprache beginnt, künftige Gründlichkeit folgern u. s. w. Allein wir enthalten uns dessen und wünschen dem Centralorgan das beste Gedeihen, wenn es dasselbe verdient, und unter der nämlichen Bedingung diesen vom Augenblick eingegebenen und flüchtig hingeworfenen Bemerkungen eine freundliche Beachtung.

Stimmen über Oesterreich.

I.

1. Oesterreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg, 1842.
2. Oesterreich und dessen Zukunft. Dritte Auflage. Hamburg, 1843.
3. Der Fortschritt und das conservative Prinzip in Oesterreich. In Bezug auf die Schrift: „Oesterreich und dessen Zukunft.“ Von Dr. S. Leipzig, 1844.
4. Politische Memorabilien aus Oesterreichs Neuzeit. Leipzig, 1844.
5. Oesterreich im Jahre 1843. Zweite Auflage. Hamburg, 1843.
6. Oesterreich und seine Staatsmänner. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
7. Ist Oesterreich deutsch? Leipzig 1843.
8. Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
9. Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. Erster Band. Hamburg, 1844.

10. Spaziergänge eines zweiten wiener Poeten. Zweite Auflage. Hamburg, 1843.
11. Revüe österreichischer Zustände. Zwei Bände. Leipzig, 1842—1843.

Seit etwas mehr als einem Jahrzehend hat sich ein eigener Zweig der Literatur gebildet, der mit den „Spaziergängen eines wiener Poeten" zu keimen begann, an der Juliussonne in Saft trat und vom Tode Kaiser Franz I an immer zahlreichere Schößlinge trieb. Es sind dies die österreichischen „Censurflüchtlinge", Auswanderer der verschiedensten Stände und Meinungen, die ihre geistige Habe dem Schutze einer Stammverwandten, der deutschen Presse, anvertrauen und sich zu ihr in das nämliche Verhältniß stellen in welchem diese selbst zu der schweizerisch- und französisch-deutschen Publicistik steht. Hier tritt uns eine Erscheinung entgegen die in der Geschichte schon öfter da gewesen ist und mit Nothwendigkeit eintreten muß, wenn geistige Berechtigung mit der Staatsgewalt in Widerspruch geräth und in der Verfassung keinen Platz findet, von dem aus sie ihre Stimme laut werden lassen kann. Als Ludwig XIV erklärte: L'état c'est moi, und die religiöse Opposition durch Dragonaden, die politische durch die Bastille zum Schweigen zu bringen suchte, flüchtete sich diese unter die Firma Peter Hammer nach Köln, in die holländischen Buchdruckereien, und ließ von dort ihre Protestationen in alle Welt ergehen. Als Napoleon sein Netz über den Continent gebreitet hatte, entwischten, wie eng auch die Maschen sein mochten, hundert große und kleine Vögel, und ihren Gesang der in den Ohren des Herrschers übel genug klang, trug eine Luftwelle nach der andern weiter, bis er Niemandem mehr ein Geheimniß war. In Deutschland

hat sich, wie es sich für das Mutterland der Erfindung Gutenbergs und der Reformation geziemt, die Freiheit des Gedankens und der Rede völliger Unterdrückung stets zu entziehen gewußt; es war von jeher die Stätte auf der alle Parteien ihre Kämpfe mit der „artillerie de la pensée“ ausfochten. Dieses schöne Vorrecht hat ihm die Unbilde der Zeiten oft geschmälert, allein ganz wurde es ihm niemals entrissen, konnte und durfte es nicht werden, wenn Deutschland nicht seines eigenthümlichsten Wesens, seiner trotz aller politischen Zerrissenheit noch immer großartigen weltgeschichtlichen Stellung verlustig gehen sollte. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da die der öffentlichen Erörterung bei uns gesetzten Schranken wieder enger zu werden scheinen, ist es erfreulich zu sehen wie die deutsche Presse ihrem Berufe Lehrerin der Nation zu sein, nachzukommen sucht, und was ihr auf der einen Seite an Spielraum gebricht, auf der andern durch vermehrte Thätigkeit einbringen will. Insbesondere dadurch, daß sie die Angelegenheiten eines dem Gesammtvaterlande mehr oder weniger entfremdeten, aber durch so viele Bande an dasselbe geknüpften Reiches in den Kreis ihrer Besprechungen zieht, erwirbt sie sich um die politische Bildung der Nation ein wesentliches Verdienst. Der praktische Einfluß den die Schriften welche uns zu diesen Betrachtungen veranlassen, ausüben, mag vor der Hand nur gering sein; jedenfalls ist schon die Thatsache ihres Erscheinens von Wichtigkeit, weil sie darauf hindeutet daß die Zeit für Oesterreich nahe ist in der es eine höhere Stufe staatlicher Entwicklung betreten wird.

Die Gattung Schriften von denen wir hier einige zur Anzeige bringen, entspringen zunächst einem Bedürfnisse das auf naturgemäßem Wege entstanden ist und als

wirklich vorhanden anerkannt werden muß. In Oesterreich hat sich nämlich — Dank Marien Theresien die sich zuerst der Volkserziehung mit Eifer annahm und den Anstalten dafür eine humanere Richtung gab — der Mittelstand zu einer zahlreichen, wohlhabenden und unterrichteten Classe herangebildet die über ihre Lage ziemlich im Klaren ist, über die Mittel sie zu verbessern nachdenkt, ihren Wünschen Beachtung, ihren Einsichten Geltung verschaffen möchte. Der Weg dazu ist ihr so gut als völlig verschlossen; die Wirksamkeit der Landstände in denen ohnedies das Bürgerthum sich verhältnißmäßig schwach vertreten findet, ist fast bedeutungslos geworden, und wie diese, stehen alle andern Körperschaften unter einer in das Kleinste eingehenden Bevormundung und werden zu einer selbstständigen Vertretung ihrer Interessen nicht zugelassen. Der politische Theil der periodischen Presse ist, zwar nicht durch den Wortlaut der Gesetze, aber in Folge der Art ihrer Handhabung auf bloße Neuigkeitskrämerei angewiesen, und selbst die geringfügigsten Erörterungen bleiben aus seinem Bereiche ausgeschlossen. Man empfindet diese Beschränkungen um so schmerzlicher als man stamm- und sprachverwandte Länder im Genusse eines, mit dem eigenen verglichen, hohen Grades von politischer Freiheit blühen sieht; man empfindet sie am schmerzlichsten dort wo nach langem Schlummer nationales Bewußtsein erwacht ist und sich in volksthümlichen Gestaltungen verkörpern will. Dazu kommt daß sich sogar in den obersten Schichten der Gesellschaft Einzelne unbehaglich fühlen deren Ehrgeiz die Ehrenvorzüge, welcher sie sich erfreuen, nicht befriedigen, deren Thatendrang weder in der Einsamkeit des Land- noch im Wirbel des Residenzlebens zusagende Beschäftigung findet, die Ver-

gleichungen anstellen zwischen ihrer Stellung und jener eines englischen Reichspairs oder auch nur eines ungarischen Magnaten. Alles was sich da regt, sucht sich Bahn zu machen; wo aber dem Strom das Bett zu enge wird, übersteigt er die Dämme, wenn er sie nicht durchbrechen kann. Daß sich, um auf das im Eingang gebrauchte Bild zurückzukommen, an den Zweig Schmarotzerpflanzen ansetzen, oder mit andern Worten, daß sich literarische Industrie oder Büchermacherei auf österreichische „Politik" und vorzüglich „Scandalosa" als auf einen Artikel der „gut geht" geworfen hat und in demselben allerlei verlegene, verdorbene und unächte Waare zu Markte bringt, kann den Gesichtspunkt aus dem wir diese Literatur zu betrachten haben nicht verrücken.

Ueber die Verfassung Oesterreichs finden wir in keiner der uns vorliegenden Schriften der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Auseinandersetzungen. Am ausführlichsten verbreitet sich darüber Nr. 2, die Ausdehnung der landständischen Befugnisse und Einführung von Reichsständen wünscht. Um diesen Wunsch zu begründen und die Nothwendigkeit einer umfassenden Reform zu beweisen, unterwirft sie das gesammte Staatswesen einer schonungslosen, überall die Schattenseite hervorhebenden Kritik. Alle Stützen, behauptet der Verfasser von „Oesterreich und dessen Zukunft", auf denen das österreichische Staatsgebäude ruht, seien morsch — weder im Volksthum und Nationalgefühl noch im Adel, weder in der Bureaukratie noch im Heere, auch nicht im tiers-état und eben so wenig in der Religion besitze es Bürgschaften der Fortdauer. Und doch hat dieses Staatsgebäude dem stärksten Sturme widerstanden der seit der Völkerwanderung über Europa gezogen ist; man muß also zugeben daß

ihm wenigstens eine vis inertiae innewohnt die ihm eine Garantie des Bestehens gewährt. Was nun die Reichsstände betrifft, so werden sie wohl noch lange zu den frommen Wünschen gehören; die Landstände jedoch scheinen in der That allmählig wieder größere Bedeutung zu gewinnen, und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern in dem sie, zweckmäßig umgestaltet, die ihnen geschichtlich und rechtlich zukommenden Verrichtungen im staatlichen Organismus übernehmen werden.

Jetzt ist ihre Zusammensetzung und ihr Wirkungskreis in den einzelnen Provinzen sehr verschieden — in Böhmen, Galizien, Tirol (wo allein neben dem Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstand auch der Bauernstand vertreten ist) und dem lombardisch-venetianischen Königreich üben sie verhältnißmäßig den meisten Einfluß; im Erzherzogthum, in Steiermark, Kärnthen und Krain sind sie ohne alles politische Gewicht und nur im Besitze gewisser administrativer Befugnisse. In allen diesen Ländern haben sie übrigens bekanntlich bloß berathende Stimmen, und insbesondere geht die Festsetzung des Steuerbetrags einzig von der Regierung aus, ohne daß den Ständen in Beziehung auf die Verwendung desselben irgend eine Controle zusteht. Noch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts machten landständische Körperschaften im Kaiserthume von dem Steuerbewilligungs- oder eigentlich Verweigerungsrechte Gebrauch; so setzten z. B. die Stände der Steiermark die Summe von 750,000 Gulden welche Joseph I 1707 postulirte, auf 492,000 herab, und diese Bewilligung blieb völlig entscheidend. In den landesfürstlichen Postulatrescripten, Recessen u. s. w. aus jener Zeit wird auch das ständische Steuerbewilligungsrecht in seinem ganzen Umfange an-

erkannt. Seit der Wiederherstellung der ständischen Verfassungen welche in den dem deutschen Bunde einverleibten Provinzen dem dreizehnten Artikel der Bundesakte gemäß stattfand, hat unsers Wissens eine einzige ständische Corporation dieses alte Recht geltend zu machen versucht. Im Jahre 1817 nämlich gaben die Stände Kärnthens ein Beispiel das nahe an Steuerverweigerung streifte, indem sie geradezu die Unmöglichkeit aussprachen den postulirten Steuerbetrag welchen sie mit einer Kriegscontribution verglichen zu bezahlen. Die wiederholten Vorstellungen derselben Stände — die sich indessen stets sehr patriotisch bewiesen haben und bereits 1578 auf dem Tage zu Bruck zur Bestreitung der Kosten des Grenzschutzes den höchsten Steueransatz mit den Worten zur Bezahlung übernahmen: Wenn es die andern nicht zahlen wollen, werden schon wir es thun — sind in neuester Zeit nicht ohne Wirkung geblieben, als es sich darum handelte eine Erleichterung der auf das Land (von dem Nr. 1 eine anziehende, mit Vorliebe geschriebene Schilderung gibt) schwer drückenden Grundsteuer (früher durchschnittlich 24, seit 1843 17$^{86}/_{100}$ Prozent des Reinertrags) durchzusetzen. Durch eine unparteiische und freimüthige Geschichte der Landstände, wie Baiern sie in dem Werke Rudharts besitzt, könnte sich ein österreichischer Geschichtforscher um sein Vaterland bleibendes Verdienst erwerben.

Ueber den Stand der österreichischen Finanzen, hauptsächlich des Staatsschuldenwesens, bringt Nr. 2 ausführliche Angaben deren Richtigkeit aber von mehreren Seiten bestritten worden ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen zu untersuchen inwiefern sich die gelieferten Daten bewähren, und beschränken uns auf die Bemerkung daß Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes ein

Prüfstein ist, den eine das Beste des Volkes mit Eifer und Geschicklichkeit fördernde Regierung in unsern Tagen nicht mehr scheuen sollte. „Wer Credit sagt, sagt Vertrauen, wer Vertrauen sagt, sagt Oeffentlichkeit", äußert sich irgendwo Mirabeau.

Handels- und Zollsachen bespricht ausführlich Nr. 5 in einem der von der Regierung befolgten Handelspolitik nicht günstigen Sinne. Bekanntlich hat in neuester Zeit die Herausgabe statistischer Tabellen zur Kunde dieses wichtigen Gegenstandes viel beigetragen, und es ist nicht zu zweifeln daß man fortfahren wird denselben auf diesem Wege zu beleuchten. In England dessen Beispiel in Handels- und Industriesachen wohl Beachtung verdient, holt die Regierung in solchen Angelegenheiten gewöhnlich Gutachten von Fachmännern ein, und dies ist auch in Frankreich und hie und da in Deutschland der Fall. In Oesterreich, glauben wir, ist es bisher selten vorgekommen, obwohl die in allen Provinzen bestehenden gewerblichen Vereine sich dazu eignen von der Regierung auf diesem Gebiete als berathende Organe benutzt zu werden. Vorzüglich verdiente die Thätigkeit der Landwirthschaftsgesellschaften von oben jede Aufmunterung und die Lage des Bauernstandes von den Schriftstellern über Oesterreich mehr Berücksichtigung als ihr gewöhnlich zu Theil wird. In keiner der uns vorliegenden Schriften finden wir den Zustand dieses zahlreichsten und wichtigsten Theiles der Bevölkerung (nach Springer leben ungefähr 23 Millionen von der Urproduktion) auch nur in einigermaßen genügender Weise zur Sprache gebracht, während doch gerade hier der Freund seines Vaterlandes so manchen Uebelstand rügen und Vorschläge zur Abhülfe daran knüpfen könnte.

Gegen die Bureaukratie zieht die gesammte Oppositionsliteratur, wenn man sie so nennen darf, zu Felde. Hier beschwert man sich über die ungeheure Zahl der Angestellten, dort über die großen Gehalte der hohen Beamten und über die kleinen der Subalternen; aller öffentliche Geist, behauptet man, ersticke im Aktenstaub, und unter der ängstlichen Bevormundung und bis ins Kleinste gehenden Ueberwachung erlahme jede selbstständige Thätigkeit. Auch gegen die Justizverwaltung werden Klagen laut; sie sei, heißt es, langsam, unsicher, kostspielig und vorzüglich bei den untern Instanzen kämen nicht selten Fälle vor wo sie sich parteiisch und bestechlich zeige. An Thatsachen durch welche man diese Klagen zu begründen versucht, fehlt es nicht, und es läßt sich um so weniger in Abrede stellen daß sie zum Theil wirklich begründet seien, als das Uebel, die Vielregiererei, in allen Ländern deutscher Zunge bekannt und beklagt genug ist. Sehen wir einige Vorwürfe die der österreichischen Bureaukratie gemacht werden, genauer an, so stoßen wir, was zuerst die Zahl der Beamten betrifft, auf sehr widersprechende Angaben. Nach Nr. 2 beläuft sie sich auf 140,000, nach Nr. 11 auf 72,000, während Springer in seiner „Statistik des österreichischen Kaiserstaates" sie auf 34,000 herabsetzt, und Nr. 3 (deren Verfasser sich die Aufgabe gewählt hat Nr. 2 in allen Punkten zu widerlegen, und sein Ziel bedeutend überschießt) behauptet, die Zahl aller in den Registern des Staatsschematismus verzeichneten Namen von denen viele mehrere Male vorkommen und viele Nichtbeamten angehören, reiche lange nicht an 100,000. Wir legen diesen Ziffern die nichts beweisen, keine Wichtigkeit bei; die Menge der auf Anstellung wartenden Aspiranten, Accessisten, Auscultanten, Praktikanten u. s. w. ist schwer-

lich der Meinung die Zahl der Beamten sei zu groß. Hier möchten wir eine wunde Stelle berühren die in unserem äußerlich so wohl — die Satire könnte es chinesische Regelmäßigkeit nennen — geordneten Staatsleben tausend schmerzliche Zuckungen verursacht. Wir haben dabei zunächst Oesterreich im Auge. Wer es dort nur irgend vermag, sucht seinen Söhnen eine gelehrte Erziehung zu geben um sie für die Beamtenlaufbahn zu befähigen. Der Industrie, den Künsten, dem Ackerbau werden auf diese Weise eine Menge Hände und Köpfe entzogen deren sie gerade in Oesterreich noch so dringend benöthigen, während alle Kanzleien überfüllt sind und die Zahl der unbesoldeten Anhängsel der Bureaukratie täglich steigt. Die Fälle in denen mit den besten Zeugnissen aus allen möglichen Fächern ausgerüstete Staatsdienstaspiranten zehn und mehr Jahre auf eine besoldete Anstellung warten müssen, sind nicht selten; erreichen sie diese endlich, so ist ihre Jugendkraft gebrochen, der Geist hat seine Energie verloren, und sie mögen wohl, was man so heißt, brauchbare Beamte sein und bleiben, so lange ihnen Auge und Hand den Dienst nicht versagt, aber die schönsten Jahre des Lebens welche sie geopfert, ersetzt ihnen niemand, und für ihre menschliche Bestimmung sind sie als abgestorben zu betrachten. Der Druck dieser traurigen Verhältnisse lastet auf Tausenden — und wie oft verkümmern in denselben bedeutende Talente, edle Geister! Muß es so sein? Es wäre niederschlagend für den menschlichen Verstand der sich in andern Kreisen so kühn bewegt, wenn er sich darin als in ein unvermeidliches Uebel, wie in eine „ewige Krankheit“ ergeben müßte. Daß ein plötzlich wirkendes Heilmittel nicht gefunden werden könne, davon sind auch wir überzeugt; allein betrachten wir das Uebel

welches freilich mit der ganzen gesellschaftlichen Verfassung zusammenhängt nur von einer Seite, so gewahren wir daran zuvörderst einen gefährlichen Mißbrauch und eine große Ungerechtigkeit. Auch wenn man Fichtes Ausspruch „es sei der Zweck aller Regierung die Regierung überflüssig zu machen“, nicht gelten läßt, wird man doch zugeben müssen daß in keinem wohlgeordneten Staate entbehrliche Beamte anzustellen seien; die nöthigen aber sollen, wenn sie nach einer nicht zu langen Prüfungszeit tauglich befunden worden sind, da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, auch ihren Lohn erhalten. Ein solches System wäre nicht nur der Billigkeit angemessener, sondern der Staat würde sich auch, kehrte er allmählig zu demselben zurück, unstreitig besser dabei befinden. Würde zugleich der Zugang zu andern Berufsarten erleichtert, der Thätigkeit des Einzelnen freierer Spielraum gewährt, würde, was die Hauptsache ist, gewissen Vorurtheilen entgegengewirkt, die jetzt noch zwischen gleich ehrenwerthen Beschäftigungen einen Unterschied machen; so müßte, denken wir, in einem Reiche wie Oesterreich, das nicht übervölkert ist und in dessen Schooße noch so viele Kräfte unbenutzt schlummern, dieser Krebs der an dem Marke seiner Jugend frißt und das Glück so vieler Familien gefährdet, bald ausgetilgt sein. Ehe wir diesen Gegenstand verlassen — gründlichere Untersuchungen über denselben anzustellen ist hier nicht der Ort — sei es uns noch erlaubt einen Irrthum zu berichtigen, an den sich in Nr. 5 eine Polemik gegen die übermäßigen Gehalte der hohen Staatsbeamten in Oesterreich knüpft. Die österreichischen und französischen Ministerbesoldungen werden dort mit einander verglichen, und die erstern im Verhältniß zu den letztern die zu 20,000 Fran-

ken angegeben werden, für viel zu hoch erklärt. Allein in Frankreich beziehen die Minister wenigstens das Vierfache dieses Betrags, anderer Nebeneinkünfte die ihnen zufließen nicht zu gedenken; davon abgesehen ist es überhaupt unbillig in einer Zeit die Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuosen Tausende, Börsenspekulanten Millionen in den Schooß wirft, an solchen Dingen zu mäkeln. Wer weiß nicht daß Männer die das Schicksal großer Reiche lenken, wenn es ihnen darum zu thun ist, stets Mittel finden werden sich bezahlt zu machen? In Oesterreich sind übrigens die großen Gehalte der hohen Staatsbeamten von den Hofräthen aufwärts ein beliebter Stoff politischer Kannegießereien bei denen man nicht vergessen sollte die Einkünfte der geistlichen Würdenträger, z. B. in Ungarn, auch in Anschlag zu bringen.

Ueber das Unterrichtswesen lassen sich Nr. 1, 2, 4 und 9 näher vernehmen, alle ungefähr in gleichem Sinne, d. h. das jetzt von der Regierung dabei befolgte System mehr oder minder mißbilligend. Der Ausdruck „geisttödtender Mechanismus" dürfte am besten bezeichnen was man an demselben tadelt. Da die österreichische Gesetzgebung die römisch-katholische Religion als die herrschende anerkennt und die ungeheure Mehrzahl der Bewohner (über 24 Millionen gehören diesem Bekenntnisse an) derselben aus Gewohnheit und Ueberzeugung anhängt, so läßt sich nicht erwarten daß es bei dem Unterrichte, auf den die Religion nothwendiger Weise so großen Einfluß übt, auf Entwicklung der Denkkraft, auf Förderung der geistigen Freiheit, auf Ausdehnung des Reiches der Wissenschaft abgesehen sein werde, um so weniger als der Geist der obersten Staatsleitung mit dem Geiste der die Lenker dieser Kirche beseelt gewiß in den meisten Punkten

übereinstimmt. Das getadelte System widerstrebt jeder Reform, weil es folgerecht aus einem obersten Grundsatze, dem des kirchlichen und weltlichen Absolutismus, abgeleitet ist; es kann nur ein anderes an dessen Stelle treten. Aus den Modificationen die es von Zeit zu Zeit erleidet, darf man noch auf keinen Principienwechsel schließen; sie entstehen bloß, wenn der weltliche Absolutismus in seinem Verhältnisse zum kirchlichen, mit dem er im Grunde unvereinbar ist, etwas unsicher wird, oder mit andern Worten, wenn er sich letztern nicht über den Kopf wachsen lassen will. So ist es zu erklären warum selbst von der frommen Maria Theresia Studienreformen ausgingen, warum dagegen der aufgeklärte Leopold in die alten Geleise zurücklenkte. Erst wenn die Religion wieder sein wird was sie nach dem Willen ihres Stifters immer hätte bleiben sollen, Sache des Gewissens; oder vielleicht schon früher, sobald man sich von der Unmöglichkeit überzeugt haben wird im materiellen Aufschwunge auf den man nicht verzichten will, mit andern Völkern Schritt zu halten, wenn man im geistigen hinter ihnen zurückbleibt — erst dann wird auch in Oesterreich der Wissenschaft ihr Recht widerfahren. Der Geist des Menschen ist nur einer; man kann ihm allerdings für den Augenblick gewisse Richtungen geben, allein sobald man ihm ein Gebiet frei läßt, wird er nicht lange zögern sich der übrigen ebenfalls zu bemächtigen. Diese Erfahrung wird man in Oesterreich machen, wenn man dort fortfährt, wie man begonnen hat, die Naturwissenschaften auf Kosten der andern zu begünstigen. Der Umstand, daß sie trotz der ihnen gespendeten Aufmunterung nicht recht in Blüthe kommen wollen (man vernehme Sachkundige über die Leistungen des mit so großartigen Hülfs-

mitteln ausgestatteten wiener polytechnischen Institutes z. B. im Fache der Chemie), beweist schon jetzt daß dem Geiste, soll er auf einer Bahn dem Ziele näher rücken, auch alle übrigen offen stehen müssen. Nr. 3 gibt sich Nr. 2 gegenüber viele überflüssige Mühe die Vortrefflichkeit der österreichischen Unterrichtsanstalten durch eine Reihe Namen berühmter und bekannter Männer zu beweisen die aus denselben hervorgegangen sein sollen. Wer unterscheidet hier ob diese Männer „parceque" oder „quoique" sie in österreichischen Schulen ihre Bildung empfingen berühmt geworden? Voltaire und Diderot waren Jesuitenschüler: was beweist dieß für oder gegen die Jesuiten?

Welches Gepräge die österreichische Litteratur trägt und den gegebenen Verhältnissen zufolge tragen muß, darüber sind die Meinungen schwerlich sehr verschieden. Nr. 3 freilich sieht auch hier alles im rosenfarbenen Lichte; er (Dr. S.) läßt über alle Poeten den Namensaufruf ergehen (wie Lenau und Vogl neben einander zu stehen kommen begreifen wir nicht, vielleicht wie S. 29 Philosophie zwischen Chemie und Mechanik) und vergißt sich in der Freude seines Herzens so weit, daß er sogar Oehlenschläger — etwa weil er einmal in Wien gewesen ist — zu ihnen rechnet. Rühmend erwähnt er ferner daß in Oesterreich über 80 Zeitungen und Journale erscheinen (nach Springer gab es 1836 29 Zeitungen und 76 Zeitschriften, nach der „Revue", Bd. 2, S. 44, sind deren 39 politische und 124 nicht politische: — in London allein wurden schon 1792 42 politische Zeitungen herausgegeben; die Schweiz zählte deren, die Zeitschriften eingerechnet, 1843 gegen 200); außer ihm weiß sonst niemand von dieser Journalistik etwas zu rühmen und

das Verdammungsurtheil über dieselbe ist einstimmig, wenige Blätter ausgenommen deren ernstes Streben ebenso einstimmige Anerkennung findet. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir über eine so bekannte Sache noch mehr Worte machten; wer sie von einem wohlmeinenden und verläßlichen Berichterstatter besprochen lesen will, den verweisen wir auf das Schriftchen: „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ (Leipzig, 1842), in dem die Zustände der Literatur, des Buchhandels, und die Hemmungen welche beide von der Censur erleiden geschildert werden. Für den Bildungsgrad jedes Volkes ist seine Literatur der Maßstab, in der Journalistik aber sollte sich der Volksgeist, dessen unmittelbarstes Organ zu sein sie bestimmt ist, am deutlichsten abspiegeln. Aus der Ausdehnung dieser letztern kann überdieß auf das Verhältniß geschlossen werden in welchem die Bildung vertheilt ist — in den nordamerikanischen Freistaaten wo die meisten Journale bestehen, ist sie am gleichmäßigsten verbreitet, in Rußland wo die wenigsten herausgegeben werden, am ungleichsten. Wenden wir dieß auf Oesterreich an, so zeigen sich zwar nicht die günstigsten Ergebnisse, allein billigerweise muß man dabei auf die ungleichartige Zusammensetzung des Reichs, auf die Verschiedenheit der Nationalitäten und der Bildungsfähigkeit der einzelnen Stämme Rücksicht nehmen.

Religion und Religionsdiener bieten den Verfassern von Nr. 1, 2, 4 den Stoff zu mancherlei Herzensergießungen. Nr. 2 bricht über Alles den Stab. Nr. 1 erhebt die Weltgeistlichkeit auf Kosten der Klöster. Nr. 4 verfährt umgekehrt. Diese Widersprüche zu schlichten ist nicht unsers Amtes; wir begnügen uns die Thatsache zu constatiren daß der Secularklerus, was wissenschaftliche Reg-

samkeit betrifft, mit dem Regularklerus keinen Vergleich aushält. Im Uebrigen ist es die Meinung Vieler, daß die Regierung, sollte sie je gerathen finden auf josephinische Bestrebungen zurückzukommen, weder von diesem noch von jenem und am wenigsten vom Volke ernstlichen Widerstand zu besorgen hätte. Andere behaupten indessen, dieses Zurückkommen sei um so unwahrscheinlicher, als in dem römisch-katholischen Glauben, wenn er mit ungeschwächter Energie auftrete, eine kräftige Abwehr liege gegen die östliche Propaganda (freilich Polen hat sein Glaube nicht geholfen). Nr. 4 schlägt endlich vor: Wiederherstellung der christlichen Lehre, „soweit es die combinirtern Verhältnisse der Gegenwart gestatten" in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit, Emancipirung des Klerus von Rom und des Volkes vom Klerus, und Concentrirung der geistlichen Macht in einem Ministerium des Cultus. Das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit dürfte sich aber schwerlich mit einem Ministerium des Cultus vereinigen lassen.

Hervortretende Persönlichkeiten versuchen Nr. 1 und 6 zu schildern. Dem Verfasser der erstern gelingen geistreiche Skizzen, über deren Treue wir uns kein Urtheil anmaßen. Durch den Titel der letztern könnte man sich berechtigt glauben Charakteristiken der einflußreichsten Staatsmänner zu erwarten; diese werden jedoch nicht gegeben, man findet vielmehr in den mit den Namen solcher Staatsmänner überschriebenen Abschnitten kaum die dürftigsten biographischen Notizen — so unter der Rubrik „Graf Inzaghi" bloß das gewöhnliche Gerede über das Schulwesen — in der bekannten stilistisch vernachlässigten Weise des Verfassers. Gesellschaftliche Zustände werden in Nr. 1 — in flüchtigen Umrissen — und

in Nr. 2 zur Darstellung gebracht. Der „Eingeborne" taucht bei seinen Sittengemälden die sich ausschließlich auf Wien beziehen, den Pinsel in grelle Farben; ihm zufolge macht die Corruption in allen Ständen die furchtbarsten Fortschritte, und mit jedem Tag verschwindet mehr die sonst wohl an den Wienern gerühmte Herzensgüte und geistige Gesundheit. Dagegen äußert sich der Verfasser von Nr. 1, der jedenfalls, wenn auch kein eingeborner Wiener, doch ein eingeborner Oesterreicher und in der Residenz kein Fremdling ist:

„Die Wiener haben sich bis jetzt von der Corruption übergroßer Städte auf merkwürdige Weise fern gehalten; das Capital ihrer goldenen Eigenschaften kann noch lange aushalten, wenn sie auch noch so verschwenderisch mit ihrem Vertrauen, ihrer Gutmüthigkeit und ihrem Witze umgehen."

Und an einem andern Orte:

„Man hat den Wienern oft vorgeworfen daß sie „zu materiell" und für alles Andere unempfänglich seien, was ein höheres geistiges Streben erfordert. Darin thut man ihnen Unrecht."

Endlich:

„Die Gesellschaft in Wien hat einen sehr guten Ruf den sie zunächst der Freundlichkeit verdankt mit der man Fremden entgegenkommt, und der Bonhommie welche die Grundlage des guten Tones ist."

Solche scheinbare Widersprüche müssen in Ansichten die sich bloß auf subjective Erfahrungen stützen, nothwendig vorkommen, und man darf sich darüber nicht wundern, da es nicht leicht ist eine Menge von Thatsachen die oft selbst mit einander streiten zu sichten und zu einem Gesammtbilde, auf dem Licht und Schatten in rechtem Maße

vertheilt ist, zusammenzustellen. Ein Beispiel möge erläutern was wir hier meinen. Der Nothstand der englischen Armen ist schon in so vielen Berichten und von so verschiedenen Seiten her zur Sprache gebracht worden daß man glauben sollte das Urtheil darüber müsse nun feststehen. Allein dieß ist keineswegs der Fall, so wenig daß z. B. der Verfasser der „Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers“ (Basel, 1842) auf eigene Anschauungen und Mittheilungen unterrichteter Personen gestützt, gerade das Gegentheil von dem behauptet was in dieser Beziehung auf dem Festlande ziemlich allgemein als Wahrheit gilt (vergleiche S. 205 ff. der „Mittheilungen“). Um wieder auf Wien und den dieser Hauptstadt und Oesterreich überhaupt häufig gemachten Vorwurf sinnlicher Genußsucht, der in den „Briefen aus Wien“ wie eine Anklage auf Leben und Tod lautet, zurückzukommen, so mag hier wohl ein Grundsatz Anwendung finden, dessen Richtigkeit die Geschichte überall bestätigt. Bonstetten drückt denselben in seinen „Souvenirs“ mit folgenden Worten aus:

„Un gouvernement à privilège ne cherche qu'à se conserver, au lieu de suivre les pas de la civilisation; en suivant les progrès de l'esprit il redoute toute nouveauté et tend à les réprimer. De là une grande tiédeur pour le savoir chez les uns, une haine décidée chez les autres. L'activité de l'ame ayant sa mesure donnée, tout ce qu'elle n'emploie pas au bien, est voué au mal. *Dans les pays où l'amour de la pensée n'a point d'encouragement, ce sont les sens qui dominent, et si les goûts sensuels dominent, chacun enchérissant sur les autres, on y arrive aux excès les plus coupables;* même l'amour du bien et le besoin de la pen-

sée y dégénèrent quelquefois en absurdités, ce qui complète les ténèbres.“

Dem Slawenthum und seinen Tendenzen — wir bedienen uns absichtlich dieser unbestimmten Bezeichnung — reden Nr. 1, 4, 6, 8 das Wort. Es ist über diesen Gegenstand schon so viel ins Blaue hinein geredet und geschrieben worden, daß ein Slawe dem Publikum einen Dienst erweisen würde, wenn er die Wünsche und Ansprüche seiner Landsleute in Oesterreich bestimmt formulirte. So viel wir wissen, sind bisher bloß unter den Tschechen in Böhmen und unter den Slawen in Ungarn und seinen Nebenländern solche Wünsche und Ansprüche laut geworden; in den übrigen Provinzen aber wo Slawen angesiedelt sind, haben noch keine bemerkenswerthen Aeußerungen eines neuerwachten Nationalbewußtseins stattgefunden. Die Verhältnisse der ungarischen Slawen können wir hier nicht berücksichtigen; Böhmen hat in dem Verfasser von Nr. 4 seinen O'Connell gefunden der nicht weniger als eine „böhmische Repeal“ in Aussicht stellt, deren Grundzüge folgende sein sollen: Eine aus der Nation hervorgegangene, jedoch unter österreichischer Oberhoheit stehende Landesverwaltung; jährliche von fremden Einflüssen völlig unabhängige Ständeversammlungen deren Beisitzer nur der Nation angehören; Preßfreiheit für die böhmische Sprache, ein eigenes Budget und vollkommene gewissenhafte Wiederherstellung der josephinischen Toleranzedicte. Ob der Repealer zu der „Nation“ auch die Deutschen in Böhmen rechnet, ist nicht klar ausgesprochen; man sollte es indessen nach der ungünstigen Meinung die er von den Deutschen überhaupt hat (S. 41 wirft er ihnen Selbstüberschätzung, S. 44 Nachahmungssucht und Ueberschätzung des Fremden vor),

und nach seiner Behauptung daß die Böhmen allein in Oesterreich zu einer freieren Verfassung reif seien, fast bezweifeln. Solcher von den Tschechomanen ignorirten Deutschen gibt es nun in Böhmen nach Springer 1,200,000 gegen 2,500,000 Tschechen, nach Jordan („Geschichte Böhmens" Heft 1) 1,145,000 gegen 3,016,000, nach Nr. 7 1,400,000 gegen 2,500,000; die letztgenannte Schrift glaubt aber daß die Zahl der Deutschen und der germanisirten Slawen damit viel zu niedrig angegeben sei. Diese Deutschen bewohnen einen großen, beinahe durchaus zusammenhängenden Theil des Königreichs der zugleich die schönsten und fruchtbarsten Gegenden in sich faßt. Böhmens Industrie ist fast ausschließlich nur eine deutsche, seine Bildung ist deutsch seit 200 Jahren — das deutsche Element ist mit einem Worte, wenn auch nicht der Zahl seiner Vertreter, doch seinem Einflusse nach das überwiegende im Lande. Nicht der Zwang hat es dazu gemacht, sondern die Natur der Dinge. Wer ihr widerstreben und die Geschichte mit Gewalt zur Umkehr zwingen will, dessen Bemühungen können auf keinen dauernden Erfolg rechnen. Dieß werden alle diejenigen erfahren — ihre Zahl ist zum Glücke nicht groß — welche davon träumen, Böhmen könne oder werde einst als tschechisches Reich zu der Monarchie in dasselbe Verhältniß treten in dem Ungarn als magyarisches steht. Nach unserer Ueberzeugung die gewiß von den billig denkenden Slawen selbst getheilt wird, können die Tschechen nicht verlangen daß ihnen auf Kosten der Deutschen oder ihrem Lande auf Kosten der übrigen Provinzen Rechte eingeräumt werden; auf gleiche Behandlung können sie Anspruch machen, und diese wird ihnen nicht nur zu Theil, sondern jedem ist es bekannt daß gerade die Böhmen

z. B. was Anstellungen betrifft sich über nichts weniger als über Zurücksetzung beklagen dürfen. Der Pflege ihrer Sprache und Literatur stehen keine andern Hindernisse entgegen als solche über welche sich die Deutschen und Italiener auch beschweren könnten, d. h. die allgemein gültigen Censurvorschriften; ihren Ständen ist, obwohl das Land durch Gewalt der Waffen zurückerobert worden, größere Bedeutung geblieben als jenen der andern Erblande, und an der Spitze der Verwaltung steht ein Prinz des Hauses, dessen Anwesenheit dem ehrwürdigen Prag wieder einen Theil seiner alten Königspracht verleihen wird. Durch die Erhebung eines Erzherzogs zum ersten Beamten des Königreichs dürften übrigens viele Wünsche der Böhmen erledigt oder mindestens auf längere Zeit zum Schweigen gebracht worden sein. So wenig als die Tschechen haben andere Slawenstämme der Monarchie (Ungarn lassen wir hier bei Seite) Veranlassung sich über Bedrückungen zu beschweren die ihnen als Slawen widerführen, und wenn es auch einige Enthusiasten unter ihnen gibt welche gern das nämliche Lied anstimmen möchten das ein Theil der Tschechen singt, so finden sie doch nirgends Anklang. An den wahrhaft patriotischen Bestrebungen edler Slawen den geistigen Aufschwung und die politische Bildung ihrer Nation zu fördern nehmen aber gewiß alle gleichgesinnten Deutschen den herzlichsten Antheil und wünschen ihnen den besten Erfolg.

Von Oesterreichs Beziehungen zu auswärtigen Mächten werden in den Schriften über die wir berichten, nur diejenigen zu Rußland und Deutschland, allerdings die wichtigsten, betrachtet. Das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland wird dadurch doppelt bedeutsam, daß 16 Millionen der Bevölkerung des erstern mit den Russen stamm-

und sprachverwandt* sind, und 3 Millionen sich zu der nämlichen Religion bekennen wie diese. Diesem Gewichte welches Rußland in die eine Schale zu legen hat, hält in der andern der unvertilgbare Groll über das an Polen verübte Unrecht und die Anhänglichkeit der Mehrzahl der Slawen an die römisch-katholische Religion die Wage. Wie schwierig solche Verhältnisse die hier auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt werden, zu handhaben seien, läßt sich leicht ermessen; mit welcher Geschicklichkeit dabei verfahren werde, können wir die wir in die Geheimnisse der Diplomatie gänzlich uneingeweiht sind, bloß nach den Erfolgen beurtheilen, und diese scheinen freilich, so weit sie bis jetzt bekannt geworden sind, den russischen Staatsmännern günstiger gewesen zu sein als den österreichischen. Die hieher gehörigen Thatsachen sind so offenkundig daß wir sie nicht anzuführen brauchen.

Mit der Erforschung und Darlegung der Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland beschäftigt sich Nr. 7 die zu dem Ergebnisse gelangt daß Oesterreichs und Deutschlands wohlverstandene Interessen überall zusammenfallen und der Vortheil beider Länder demzufolge ein aufrichtiges und enges Aneinanderschließen erheische, das aber kein bloß materielles und äußeres, sondern ein geistiges und inneres sein müsse. Gegen diese Ansicht, wegen deren näherer Begründung wir auf das angezogene, mit Verstand und Wärme geschriebene Werkchen verweisen, wird man sowohl in Deutschland als in Oesterreich wenig einzuwenden haben.

Nr. 10 enthält poetische Paraphrasen bekannter und

---

* Auf dem laibacher Congresse verständigten sich Russen und Krainer ohne Mühe.

beliebter politischer Texte, die den Ton ihres Musters, des ersten „Wiener Poeten", ziemlich glücklich treffen. Die „Revue österreichischer Zustände", die bereits einige beachtenswerthe Artikel gebracht hat, kann, wenn sie gut geleitet und von Oesterreich aus thätig mit Beiträgen unterstützt wird, mit Sicherheit auf Theilnahme zählen und verdient dieselbe auch, so lange sie ihrem Programm treu bleibt.

II.

12. Wien und die Wiener. Von Mathias Koch. Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe, 1844.
13. Metternich. Leipzig, 1844.
14. Vier Fragen eines Oesterreichers. Leipzig, 1844.
15. Russisch-politische Arithmetik. Streiflichter auf das Werk des russischen Geheimraths M. L. von Tegoborski: Ueber die Finanzen u. s. w. Oesterreichs, mit Rücksicht auf Preußen und Frankreich. Von Wiesner. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
16. Portfolio eines Oesterreichers. Erster Band. Leipzig, 1844.
17. Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Erster Band. Leipzig, 1844.
18. Spaziergänge eines wiener Poeten. Dritte Auflage. Leipzig, 1844.

In einem Staate wo so viele und verschiedene Nationalitäten neben einander lagern wie in Oesterreich, ist die Hauptstadt von eigenthümlicher Bedeutung. Sie ist der neutrale Boden auf dem sich alle die Hände reichen, nachdem jede bei sich zu Hause ihre Ansprüche verfochten

hat; sie ist das Herz welches den Umlauf der belebenden Säfte durch den Staatskörper regelt; in Oesterreich ist sie endlich neben der Dynastie und der Religion das stärkste Element der Einheit. Die Nachtheile die anderswo aus der unnatürlichen Anhäufung übermäßig großer Menschenmassen und Concentrirung der besten Kräfte auf einem Punkte entstehen, sind in Wien noch lange nicht zu fürchten, und werden dort kaum jemals eintreten; der Anziehung welche es ausübt, so groß sie auch ist, wirken zu viele ablenkende Kräfte entgegen, als daß dieselbe das Gleichgewicht stören könnte. Wenn Paris Frankreich ist, wie man nicht mit Unrecht sagt, so ist hingegen Wien noch lange nicht Oesterreich, und wird und kann es nie werden. Es muß aber dem Böhmen wie dem Tyroler, dem Ungar wie dem Italiener wahre Metropolis sein, wenn Oesterreich ein Staat bleiben soll.

Mit der Darstellung der allmähligen Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes der Hauptstadt Wien beschäftigt sich die Schrift Nr. 12, deren Verfasser die bekannten Quellen fleißig benutzt hat. Die k. k. österreichische Censurerlaubniß der sich Herr Koch zu erfreuen hatte, wie auf dem Titel der ersten Auflage angegeben steht, scheint uns freilich nicht die geeignetste Bürgschaft dafür zu sein, daß diese Benutzung der Quellen überall zu den mit der geschichtlichen Wahrheit übereinstimmendsten Ergebnissen führte. Dort wo es noch eine officielle Geschichte gibt und man auf dieselbe Rücksicht zu nehmen hat, begegnet es selbst dem Unbefangenen leicht daß er, ohne gerade zum Lügner zu werden, eine oder die andere fable convenue als baare Münze nimmt und in Umlauf setzt. Wir werden bei einer andern Gelegenheit über die Gründe sprechen welche bisher dem Aufkommen

einer ihres Namens würdigen Geschichtschreibung in Oesterreich hindernd im Wege standen, und brauchen nicht zu bemerken daß diese Gründe auch auf die vorliegende Schrift ihre Anwendung finden, wenn gleich nicht zu verkennen ist daß sie sich über manche Gegenstände freimüthiger äußert, als dieß bei Büchern die im Inlande gedruckt werden geduldet zu werden pflegt. Aber das treulose Verfahren der ersten Habsburger gegen Wien, so lange es Reichsstadt war, und noch später, das undeutsche Wesen ihrer Nachfolger, ihre religiöse Engherzigkeit u. s. w. die wohl einen schlimmern Namen verdient: das sind lauter Dinge die in einer Geschichte Wiens erst dann ihre gebührende Berücksichtigung finden werden, wenn man einmal davon abgekommen sein wird zwei ganz verschiedene Kaiserdynastien mit einander zu verwechseln und zu glauben, die lothringische müsse die ganze Erbschaft der habsburgischen, um uns eines juristischen Kunstwortes zu bedienen, ohne beneficium inventarii übernehmen, und ihren ängstlichen spanischen Inquisitionsglauben dazu.

Herr Koch hätte wohl, und dieß konnte er der allerhöchsten Censurerlaubniß unbeschadet thun, die wesentlichen Veränderungen, welche seit einem Jahrzehend Wiens Physiognomie zu seinem Vortheil ganz umgestaltet haben, ausführlicher erwähnen und durch Vergleichung mit frühern Zuständen ins rechte Licht setzen sollen. Hand in Hand mit dem materiellen Aufschwunge, dessen äußere Zeichen: theilweise Gasbeleuchtung, Eisenbahnen, großartige Bauten u. s. w. Jedem der Wien einige Jahre nicht gesehen, angenehm in die Augen fallen, geht erhöhte geistige Thätigkeit die man mit dem besten Willen davon nicht trennen kann, die man, wir wollen es hoffen, nie mehr

davon zu trennen suchen wird. Neben reich ausgestatteten Buchhandlungen entstand ein Leseverein dessen Oberleitung ein hoher Staatsbeamter führt; in der Auswahl der Zeitschriften und Bücher deren Benutzung einer großen Anzahl von Lesern freigegeben ist, wird mit löblichem Freisinn verfahren; einzelne Mitglieder halten Vorlesungen, und es werden Ausgaben seltener und anziehender Werke besorgt. Literaten und Künstler gründeten die „Concordia", eine Gesellschaft von etwa 150 Theilnehmern, die sich wöchentlich einmal versammelt, jedoch in keiner „Ludlamshöhle", sondern in einem großen und eleganten Gasthofsaale. Auch die „Liedertafel" ist zu nennen zu der sich Freunde der heitern Kunst vereinigt haben, welche ebenfalls ungefähr 130 an der Zahl in der Woche einmal in schönen Räumlichkeiten ihre Zusammenkünfte halten. Alle die Wien kennen, wissen mit welchen Schwierigkeiten solche Vereine noch vor wenigen Jahren zu kämpfen hatten; ihr Bestehen, der Schutz oder auch nur die Duldung welche ihnen zu Theil wird, und die von ihnen ausgehende oder in ihnen am bewußtesten sich äußernde würdige Vertretung der Kunst und Literatur deuten unverkennbar darauf hin daß man nicht mehr so weit davon entfernt sei neben dem starren Herkommen eine Berechtigung des freien Geistes anzuerkennen. Die Theilnahme an der intellectuellen Bewegung unserer Zeit war in Oesterreich stets größer als man auswärts annahm; überall finden sich dort Männer die mit ihr Schritt gehalten haben, zum Theil solche die würdig und fähig wären mit an der Spitze derselben zu stehen — gönnt man ihnen einmal Raum, so wird man sie auch da erblicken. Die großartigen wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt haben bis jetzt, dieß läßt sich nicht verhehlen,

ihren Zweck nur halb erfüllt; sie haben viele Schüler aber wenig Lehrer gebildet. Als ein glückliches Vorzeichen daß Wien seinen Beruf, eine der Vormauern deutscher Cultur zu sein, die es hüten und verbreiten helfen soll, in Ehren halten wird, wollen wir die Thatsache annehmen, daß in jüngster Zeit ein Lehrer von dort an eine auswärtige (schweizerische) Hochschule berufen wurde — ein Fall der seit langem nicht mehr, und überhaupt sehr selten vorgekommen ist. Herr Koch hat die zweite Auflage seines Buches mit einem Anhange vermehrt in dem er seine Ansichten über einige in jüngster Zeit erschienene Oesterreich betreffende Schriften ausspricht. Da wir die Aufmerksamkeit der Leser bereits selbst auf diese Schriften gelenkt haben, müssen wir diejenigen welche Herrn Kochs Meinung über dieselben kennen lernen wollen, auf sein Buch verweisen.

Der Verfasser der Schrift Nr. 13 hat ein Aushängeschild gewählt das sehr geeignet ist viele Leser anzuziehen. Sie hoffen vielleicht hier die Wirksamkeit eines Staatsmannes dargestellt zu finden, dessen lange, vom seltensten Glücke begünstigte Laufbahn seit den Tagen Richelieus ihresgleichen nicht mehr gehabt hat; oder sie sehen überraschenden Aufklärungen, pikanten Notizen, Arabesken aus dem Privatleben, einem Stück Kammerdienerliteratur entgegen; oder sie glauben endlich, es werde ein strenger Ankläger vor sie hintreten mit den Worten: Ypsilanti, Polen, Donaumündungen, karlsbader Beschlüsse, Jesuiten u. s. w. im Munde. Aber alle diese Leser werden das Buch unbefriedigt aus der Hand legen; es wird überhaupt, fürchten wir, selbst den nicht befriedigen der es mit den bescheidensten Erwartungen aufschlägt. Unter dem panegyrischen Wortkram mag sich Ironie verstecken; der

hausbackene Liberalismus welcher sich hier und da kund thut, mag gut gemeint sein — für dieses ungahre Gemisch hätten sich aber, wenn es durchaus dem Publikum dargeboten werden sollte, viele andere Benennungen besser geschickt als die gewählte.

Der Oesterreicher in Nr. 14 stellt folgende Fragen: „Ist die nationale Einheit des österreichischen Staates möglich, und auf welchem Wege kann sie erreicht werden? Hat Oesterreich den politischen Fortschritt zu fürchten? Zu welchen Erwartungen berechtigt das geistige Leben und Streben der Oesterreicher? Welche Stellung nimmt Oesterreich unter den Großmächten ein?“ Um zur Beantwortung dieser Fragen zu kommen, läßt sich der Verfasser in Erörterungen ein die zwar keine neuen Thatsachen, weder der Erfahrung noch des Bewußtseins, zu Tage fördern und den vorhandenen Stoff bei Weitem nicht erschöpfen, die aber den in der politischen Discussion, wie sie gegenwärtig geführt wird, herrschenden Ton gut treffen und von verständiger Auffassung zeugen.

Der russische Geheimrath v. Tegoborski hat bekanntlich ein seinem Souverain gewidmetes Werk über die Finanzen Oesterreichs geschrieben, in dem er der Regierung dieses Landes eine Menge guter Rathschläge gibt. Wir sind in Deutschland daran gewöhnt unsere Nachbarn einen manchmal über die Gebühr lebhaften Antheil an unsern Angelegenheiten nehmen zu sehen, und so kann es durchaus nicht überraschen daß ein Russe oder russificirter Pole den Beruf in sich gefühlt hat, in einem Fache in dem man es bekanntlich bei ihm zu Hause sehr weit gebracht hat, als Lehrer aufzutreten. Allein wie es zu gehen pflegt, die besten Absichten werden oft am schlimmsten gedeutet, und ungebetene Rathgeber, mögen

sie es noch so redlich meinen, häufig sehr unhöflich abgefertigt. Dieses Loos widerfährt auch Hrn. v. Tegoborski. Herrn Dr. Wiesner, einem Deutschböhmen, wie er sich auf dem Titel nennt, mißfällt schon, von allem Andern abgesehen, die zärtliche Sorgfalt mit der sich ein Russe um die österreichischen Staatskassen bekümmert; er meint, so auffallend es wäre, wenn ein Staatsmann seines Vaterlandes ein ähnliches Werk über die russischen Finanzen unter so hohem Schutze veröffentlichte, so sehr und noch mehr müsse einen die von dem in Diensten Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen stehenden oder vielmehr reisenden Geheimrath übernommene Rolle Wunder nehmen. Er meint ferner, die Russen hätten, wie ein deutsches Sprüchwort sagt, so viel vor ihrer eignen Thür zu kehren daß sie den andern Leuten ihre Dienste keineswegs aufzudringen brauchten, und wittert hinter ihrer Theilnahme an unserm Wohlergehen Absichten die mit der durch die Geschichte bewährten Uneigennützigkeit des petersburger Cabinets, wenn nun einmal Hr. v. Tegoborski im Auftrage desselben geschrieben haben soll, im schreiendsten Widerspruche stehen. Wir können hier die Vor- und Nachtheile des russischen Beglückungs- oder, was ungefähr das nämliche sagen will, Besteuerungssystems, wie Herr v. Tegoborski es auf Oesterreich anzuwenden vorschlägt, keiner ausführlichen Prüfung unterwerfen, und maßen uns nicht an zwischen den beiden Gegnern als Schiedsrichter aufzutreten (es ist dieß um so überflüssiger, als das Timeo Danaos et dona ferentes in allen unsern Schulen erklärt wird); dagegen erinnern wir, ohne daß wir im Entferntesten beabsichtigen die Auspressungstheorie des russischen Geheimraths dadurch in ein schiefes Licht zu setzen, an die Art wie die Ahn-

herren des österreichischen Kaiserhauses, die Herzoge von Lothringen, die Steuern zu erheben pflegten. Der Landesherr — so erzählte Marie Antoinette der Frau Campan — begab sich in die Kirche; nach der Predigt stand er auf, schwang seinen Hut in der Luft um anzuzeigen daß er sprechen wolle, und sagte dann wie viel Geld er brauche. Die guten Lothringer beeiferten sich so sehr es zusammen zu bringen, daß die Männer nicht selten ohne Wissen ihrer Frauen Wäsche oder Hausgeräthe verkauften um den Steuerbetrag zu vermehren; daher geschah es auch oft daß der Fürst mehr Geld bekam als er verlangt hatte. War dies der Fall, so wurde der Ueberschuß zurückgegeben. Auf die patriarchalischen Sitten welche diese Fürsten nach Oesterreich brachten — fügte Marie Antoinette hinzu — stützt sich die unerschütterliche Popularität deren sich dort das Kaiserhaus erfreut*. Daß russische Finanzkünstler eine solche Popularität in Anschlag bringen, ist freilich sehr zu bezweifeln. Sie mag zu den Vorurtheilen gehören, die man an der Newa schon 1762 abgestreift hatte.

* Dieser Popularität des lothringischen Fürstenhauses dessen sich die offizielle Geschichtschreiberei in Oesterreich beinahe schämt, gaben noch im Jahre 1789, und zwar in der denkwürdigen Nacht vom 4. August, die Abgeordneten des Landes in der konstituirenden Nationalversammlung ein rührendes Zeugniß. Tous les députés de Lorraine, heißt es im Procès-verbal de l'Assemblée nationale Nr. 40 bis, S. 31, protestent en termes touchants que leur Province, réunie la dernière, ne regrettera jamais la domination de ces Souverains adorés, qui firent le bonheur de leur Peuple, et s'en montrèrent les pères, s'ils sont assez heureux pour pouvoir, au sein de la régénération et de la prospérité publique, se livrer à leurs frères etc.

Der Titel der Schrift Nr. 15 könnte auf die Vermuthung bringen, sie enthalte Depeschen und Circularschreiben der Staatskanzlei, Bundestagsprotocolle und sonstige Aktenstücke, „die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind.“ An deren Statt findet man bloß Erzählungen die zum Theil nach bekannten Vorfällen der neusten Zeit bearbeitet sind. Es hat mit der Wahl solcher Stoffe eine mißliche Bewandtniß: sie sind allerdings die anziehendsten, aber was sollen die novellistischen Zuthaten dabei? Sie schwächen den Eindruck den die schmucklose Wahrheit hervorgebracht haben würde, und machen, wenn sie vollends ungeschickt erfunden sind, eine der von dem Erzähler beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. So kann es z. B. gar wohl vorgekommen sein daß sich ein geistlicher Ränkemacher an einem hohen Staatsbeamten in der hier geschilderten Weise rächte; ein „Oesterreicher“ jedoch der ein „Portfolio“ herausgibt, sollte wissen daß bei den österreichischen Behörden geistliche Angelegenheiten von geistlichen Referenten vorgetragen werden; er hätte daher dem Hofrathe dessen Tochter das Opfer von Liguorianerkniffen wird, eine andere Stellung, und dem Pater einen andern Beweggrund, mithin der ganzen Geschichte eine andere Verwickelung ausmitteln müssen.

In den „Traditionen“ u. s. w. erhalten wir einen sehr dankenswerthen Beitrag zu unserer im Vergleiche mit der französischen und englischen spärlich ausgestatteten Memoirenliteratur. Die josephinische Aufklärungsperiode mit Nachklängen aus der Zeit der frommen Kaiserin, die Jakobinerriecherei der neunziger Jahre, der Kampf gegen die Revolution und ihren Universalerben werden uns hier in einzelnen, unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Zügen vorgeführt, deren Würdigung es keinen

Eintrag thut, wenn auch der durchlaufende biographische Faden nur ein schriftstellerisches Auskunftsmittel wäre. Die Porträtähnlichkeit der auftretenden Personen ist unverkennbar: der Domherr Spendou dessen Name, ein lucus a non lucendo, von „spendiren" (einem österreichischen Gauwort für schenken) hergeleitet werden könnte, sein Widersacher, der General Lindenau, dessen Witze noch lange eine stehende Rubrik in den wiener Ueberlieferungen bilden werden, der fliegende Uhrmacher Degen, Professor Schwegler, der baronisirte Lieferant Fellner, der Architekt Kampfmiller, Hofrath Lang u. s. w. bilden eine Gallerie von Originalen der österreichischen Schule, bei deren Anblick uns eine Art Heimweh nach dem Stephansthurme überschleicht in dessen Bereich alle diese „naturwüchsigen" Gestalten, zu denen sich heutzutage gewiß noch eine Menge Gegenstücke finden, sich herumtrieben.

Wir bekennen aufrichtig daß es uns wohl that, nachdem wir kurz vorher mit den „Nibelungen im Frack" Umgang gepflogen hatten, wieder einmal den „Wiener Poeten" auf seinen „Spaziergängen" zu begleiten. Wir saßen mit ihm „in des Wirthes Gartenlaube", schritten über das „Schlachtfeld von Aspern" und traten vor den Kaiser, der das Lied nicht hörte und bei den Kapuzinern schläft. Sein Weg führte den Poeten diesmal am Zeughaus vorüber: dort erzählte er uns von Sobieskis Schwert und Banner „alte Geschichten". Dann sahen wir den Todesengel über die Stadt fliegen von Osten her, „wo der Tag wohnt und der Zar" — aber die Lenker unseres Volkes spürten seinen Hauch nicht. Einem Freunde der in das Land zog wo einst Franklin Weisheit säete, Washington einst fechtend stand, riefen wir Lebewohl

zu — endlich lauschten wir der Frühlingsschwalbe die eine neue Zeit verkündete. Als sie verstummte, verließ uns der Poet. Uns aber war, als flüsterte vom Ballplatz her eine höhnende Stimme: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

III.

19. Oesterreichs innere Politik mit Beziehung auf die Verfassungsfrage. Stuttgart, Krabbe. 1847.
20. Schattenseiten der österreichischen Staatsverwaltung und gesellschaftlichen Zustände. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1846.
21. Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur, vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart. Von Adolf Wiesner. Stuttgart, Krabbe. 1847.
22. Oesterreich und seine Armee. Von F. Fenner von Fenneberg. Leipzig, Keil und Comp. 1847.
23. Ungarische Zustände. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847.
24. Guter Rath für Oesterreich. Mit Bezugnahme auf das Programm der liberalen Partei in Ungarn. Leipzig, Jurany. 1847.
25. Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins. Leipzig, Brockhaus. 1847.

Denjenigen welche der Polemik die Oesterreichs politische Stellung zum Gegenstande hat aufmerksam gefolgt sind, kann der Einfluß nicht entgangen sein den die Schrift „Oesterreich und dessen Zukunft" auf dieselbe geübt hat. Nie waren die Zustände des Kaiserstaates einer schonungslosern Kritik unterworfen, nie die Gebrechen die ihnen ankleben ungescheuter enthüllt, nie war einer Regierung die jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit fast wie

ein Verbrechen betrachtet ein längeres Sündenregister vorgehalten, nie über diese Sünden ein unbarmherzigeres Verdammungsurtheil ausgesprochen worden. In keiner Volkskammer ertönen von der äußersten Linken her schneidendere Worte als hier laut wurden; keine parlamentarische Opposition bedient sich schärferer Waffen als hier aus der Scheide flogen; keine Presse verkündet der Welt entschiedenere Gesinnungen als sich hier geltend machten. Natürliche Folge eines Systems das die gesetzliche Controle auf das kleinste Maß beschränkt und dadurch den schlimmsten Angriffen Thür und Thor geöffnet hat — Angriffen die keineswegs unschädlich abprallen, da Diejenigen von welchen sie ausgehen die öffentliche Meinung zur Bundesgenossin haben. Und daß diese eine Macht ist der auf die Länge nichts widersteht, fühlt man selbst in Oesterreich nur zu gut. Aber alle Versuche sie zu gewinnen müssen fehlschlagen, bis man sich aufrichtig entschließt ihr jene Opfer zu bringen die sie nun einmal und zwar mit gutem Rechte, unnachsichtlich fordert — Opfer die heute noch als freiwillige Zugeständnisse einen Werth hätten den sie vielleicht morgen schon, abgerungen oder abgezwungen, verlieren. Oder glaubt man es in der That nur mit einem Häuflein Schriftsteller zu thun zu haben die man mit Polizeimaßregeln zu Paaren treiben kann? Sieht man in den Beschwerden die gegen das herrschende System erhoben werden bloß Declamationen unruhiger Köpfe die der Welt ihre Utopien aufdringen möchten? Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht gerade die oben erwähnte Schrift wesentlich dazu beigetragen hätte diese Täuschung, wenn sie wirklich vorhanden war, zu zerstören. Aus Kreisen hervorgegangen wo das Bestehende bis jetzt seine festesten Stützen zu finden gewohnt

war, konnte sie unmöglich vornehm ignorirt oder den anrüchigen Erzeugnissen jener Pamphletliteratur beigezählt werden welche die österreichische chronique scandaleuse mehr in buchhändlerischem als in patriotischem Interesse ausbeutete. In „Oesterreich und dessen Zukunft" schleuderte keineswegs bloß ein in seiner Vereinzelung unmächtiges Individuum der offiziellen Politik den Fehdehandschuh hin — es war vielmehr, dieß ließ sich nicht verkennen, eine auf geschichtlichem Boden fußende, in die höchsten Regionen des Staatslebens hinaufreichende Partei die da ihr Programm aufstellte. Allerdings keine Partei die als organisch gegliederte Körperschaft gemeinsame Grundsätze verficht; aber eine in den Geistern völlig ausgebildete, ihrer Zwecke ziemlich klar bewußte Opposition die über bedeutende Kräfte gebietet. Die Begehren welche sie stellte, konnten wohl als ausschweifend verschrieen werden, die zum Grunde liegende Berechtigung ließ sich jedoch vom Standpunkte einer Regierung die den historischen Nimbus so ängstlich festhält kaum bestreiten. In dieser Verlegenheit kam es ihr gewiß sehr erwünscht, daß der neue Gegner — wenn man den aus zweihundertjährigem Schlafe erwachten Ständegeist so nennen darf — gerade dort wo man ihn hätte mit offenen Armen aufnehmen und als Verbündeten begrüßen sollen auf die heftigsten Widersacher stieß. Nämlich im Lager des liberalen Bürgerthums das dabei höchst einseitigen und unklugen Vorurtheilen nachgab. Von schlauer Sophistik oder bornirtem Eifer heraufbeschworen tauchte vor seinen Blicken das Schreckbild einer privilegirten Aristokratie empor, und aus Furcht einer tyrannischen Oligarchie in die Klauen zu gerathen stand es fast auf dem Punkte sich dem väterlichen Absolutismus auf Gnade

und Ungnade zu überliefern. Wenigstens sprachen Wortführer dieses Bürgerthums solche Besorgnisse unverholen aus, und namentlich läßt sich es der Verfasser der unter Nr. 19 angezeigten Schrift angelegen sein vor den Gefahren zu warnen die von jener Seite her drohen sollen. Er sagt:

„In unsern Tagen hat die aristokratische Partei den lange Zeit sorgfältig gehüteten Schleier ihres Geheimnisses höchst unvorsichtig selbst gelüftet . . . Unwillig daß die Dinge nicht so rasch vorwärts gingen wie sie von der gegenwärtigen Zeit zuversichtlich hoffte, trat ein Führer aus ihrer Mitte hervor und veröffentlichte in der Schrift „Oesterreich und dessen Zukunft" plump und dumm herausplatzend was die aristokratische Partei insgeheim bisher angestrebt, was ihr mißlungen, was sie selbst mit offener Empörung durchzusetzen gesonnen. Dreist und zuversichtlich ist in dieser Schrift die so lange festgehaltene Maskenverhüllung aristokratischer Tendenzen abgestreift. Wir schauen das enthüllte Antlitz. Es ist das wohlbekannte des mittelalterlichen Feudaldespoten und Rebellenvasalls, mit den Flammenzügen kupferrother Zornesglut ob der noch immer nicht erfolgten Planverwirklichung seiner Partei . . . „Oesterreich und dessen Zukunft" gehört in die Kathegorie jener frechen Absagebriefe welche die trotzigen Vasallen und hohnschnaubenden Raubritter der Feudalzeit an die Landesherren sandten. Vom Adel ward dies Libell so verschlungen, daß es dreimal neu aufgelegt werden mußte; das Volk hingegen, obgleich anfangs von der scheinbaren Vertretung seiner Interessen und der derben Enthüllung der Staatsgebrechen getäuscht, erkannte zuletzt doch den Betrug, und wird nunmehr besser als je sich davor zu verwahren wissen."

Aehnliche Ansichten spricht er in dem Abschnitt „der Adel" aus worin er über diesen Stand völlig den Stab bricht. Es heißt daselbst:

„Von keinem andern Antrieb als einer unersättlichen Selbstsucht bewegt behandelte die Aristokratie den Staat als wäre er nur für sie da, begehrte ungestüm und frech alle Vortheile die er bietet für sich, und grollte daß sie mit ihren schrankenlosen Forderungen unbefriedigt blieb. Jenes unsaubere Gelüst der Machttheilung welches sie tückisch dem Volk unterschob hegte sie. Indem sie der Regierung Besorgniß vor einer „Volkssouveränetät" einflößte, strebte sie nach einer „Adelssouveränetät". Die errungene Herrschaft wollte sie auch noch als anerkannte, repräsentative Sondermacht glänzend zur Schau gestellt sehen, und das zertrümmerte Feudalwesen in einer aristokratischen Reichsstandschaft wieder herstellen. Diese Wendung gab sie dem anfangs geheuchelten Eifer für die Erhaltung des monarchischen Princips. Durch diese feile, nun aufgedeckte Kartenmischerei, durch dummdreiste Willkürübung, durch schnöde Behandlung der untern Classen und durch schrankenlose Zügellosigkeit hat die Aristokratie sich selbst dem Volkshasse überliefert. Die Regierung muß sich daher von ihr lossagen, weil sie von ihr getäuscht worden ist."

Können wir nun auch den österreichischen Adel gegen die Vorwürfe welche ihm der Verfasser vorliegender Schrift macht keineswegs in Schutz nehmen, weil er sie in seiner Mehrheit wirklich verdient, so sind wir doch eben so wenig im Stande den daraus gezogenen Folgerungen beizustimmen. Der österreichische Adel — es ist hier natürlich nur von dem höhern die Rede — bildet eine durch Rang, Reichthum und geschichtliche Erinnerungen mächtige Kaste,

die, welche Aenderungen auch in der Regierungspolitik stattfinden mögen, stets großen Einfluß behaupten wird, einen Einfluß dessen ihn höchstens eine sociale Revolution berauben könnte. Das einzige Mittel dem Mißbrauch dieses Einflusses zu wehren besteht darin ihn gesetzlich zu regeln, d. h. dem Adel jene Stelle im staatlichen Organismus die er gegenwärtig bloß dem Scheine nach einnimmt in der That und Wahrheit anzuweisen und zu sichern. Dieß kann nur durch Belebung und Ausbildung der bestehenden landständischen Verfassungen geschehen, zu der ja in diesem Augenblicke der kräftigste Antrieb vom Adel selbst ausgeht. Wird er dabei vom Bürgerstande nachdrücklich unterstützt, so ist am Erfolge nicht zu zweifeln. Dann aber hängt es einzig von letzterem ab sich nichts verkürzen zu lassen. Bei allen in der Schule des Lehenwesens erzogenen Völkern ist die politische Freiheit auf ähnliche Weise begründet worden. England hat seine Magna charta den Baronen zu danken, und Frankreichs Verwandlung in eine constitutionelle Monarchie ward durch eine Adelsopposition angebahnt. Auch in Oesterreich muß dieser Gang eingeschlagen werden, soll es eine höhere Stufe staatlicher Entwicklung erreichen, und sicher ist jetzt der günstigste Zeitpunkt dazu. Statt also den Bestrebungen des Adels seine ständischen Befugnisse zu erweitern entgegenzutreten, soll der Bürgerstand mit ihm gemeinsame Sache machen gegen dynastisch-ministeriellen Absolutismus und bureaukratische Bevormundung. Ist einmal der Sieg erfochten, so theilt sich die Beute von selbst.

Im Widerspruch mit dieser auf unbestreitbaren geschichtlichen Analogien, ja auf der Natur der Dinge beruhenden Auffassung macht der Verfasser von „Oester-

reichs innerer Politik" den Adel zum Sündenbock der geschlachtet werden soll um den Bund zwischen Regierung und Volk zu befestigen. Ein solcher Bund ist eine fromme Täuschung oder, wenn man lieber will, ein Ideal das sich nur verwirklichen läßt, wenn ein Herrscher das Interesse des Volkes zu seinem eigenen macht, oder wenn das Volk sich selbst regiert. Ersteres ist ein Zufall auf den man nicht bauen kann; letzteres ein Ziel das bloß durch festen Willen und einträchtiges Zusammenwirken aller Classen erreichbar ist. Diesen gordischen Knoten zerhaut aber der Verfasser kurzweg mit dem „obersten Grundsatz" den er seinen „Reformvorschlägen" vorausschickt: „Weil Oesterreich ein monarchischer und katholischer Staat ist, darum macht es die Freiheit zur Grundlage seiner Verfassung". Hier stehen drei Worte beisammen die gewiß sehr erstaunt waren mit einander in so nahe Berührung zu kommen.

„Damit" — so wird das Paradoxon begründet — „die Monarchie und der Katholicismus zur vollen Geltung gelangen können, damit der gefährliche Irrthum, jene Staatsform und diese Glaubenslehre bezwecken Tyrannei, durch das Beispiel des größten deutschen und katholischen Staates seine Widerlegung finde, und damit den Ansprüchen welche der Mensch an den Staat zu stellen das Recht hat Genüge geschehe, deßhalb umfaßt Oesterreich die Freiheit als Schutzheiligthum und Lebenselement und prägt sich darin mit dem höchsten Kraftausdruck aus."

Es würde uns zu weit führen die Begriffe Staat, monarchisch und Freiheit zu erörtern; wir wollen beim Katholicismus stehen bleiben, über den wir unsere Ansicht in folgenden Sätzen zusammenfassen: „So

lange Oesterreich ein katholischer Staat ist, kann es die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung machen" — oder „wäre Oesterreich ein katholischer Staat, so könnte es die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung machen". Wir glauben nämlich daß Oesterreich streng genommen kein katholischer Staat ist. Denn ein Staat ist nicht deshalb katholisch, weil die Mehrzahl oder auch die Gesammtheit seiner Bewohner sich zu dieser Kirche hält. Sonst wäre das heutige Frankreich trotz des „Atheismus" seiner Gesetze ein katholischer Staat. Er ist es im Gegentheile nur wenn der Geist des Katholicismus seinen ganzen Organismus so innig durchdringt, daß er mit ihm zu einem Wesen verschmilzt, daß Kirche und Staat identisch werden. Dieß ist jedoch in Oesterreich anerkanntermaßen nicht der Fall. Die österreichische Gesetzgebung sanctionirt eine Menge Abweichungen von dem römisch-katholischen Glaubenssystem, wie es in den Beschlüssen der Concilien, in den päpstlichen Bullen u. s. w. ausgeprägt ist, und es wäre gar nicht schwer nachzuweisen, daß die Bannstrahlen „latæ sententiæ" dort manches hohe Haupt bedrohen. Oesterreich ist also glücklicherweise eigentlich nicht katholisch — wäre es dieß aber, so könnte es, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, die Freiheit nicht zur Grundlage seiner Verfassung zu machen. Wie ließe sich gleiche Berechtigung aller Confessionen, wie Lehr- und Preßfreiheit, wie tausend andere Consequenzen einer freien Verfassung mit der Herrschaft des römischen Katholicismus vereinigen? Man lasse sich durch das was gegenwärtig im Kirchenstaate vorgeht ja nicht täuschen. Die Begeisterung für einen „liberalen" Papst wird, fürchten wir, nur zu bald der Ueberzeugung

weichen daß Freiheit und römischer Katholicismus zwei Begriffe sind die einander ausschließen.

Abgesehen von den eben gerügten Mißverständnissen gibt die Schrift Nr. 19 welche ohne Zweifel einen mit Oesterreichs innern Zuständen vertrauten, patriotisch gesinnten Mann zum Verfasser hat, vielfach belehrende Aufschlüsse über das was dem Kaiserstaate noth thut. Sie werden im Wesentlichen bestätigt und ergänzt durch die unter Nr. 20, 21 und 22 angezeigten Schriften, von denen namentlich die erstgenannte sich zur Aufgabe macht „die schwersten, schreiendsten Gebrechen bei den verschiedenen Ständen aus denen die Staatsgesellschaft besteht und bei den für das Allgemeine wichtigen Instituten, Gebrechen gegen welche sich täglich das Rechtsgefühl und die Einsicht des rechtlichen, denkenden Staatsbürgers, wenn auch stillschweigend, sträuben muß, der österreichischen Regierung und der Welt offen darzulegen". Der Verfasser derselben gesteht durch das Werk „Oesterreich und dessen Zukunft" angeregt worden zu sein, beabsichtigt jedoch bloß sich auf Schilderung der Mängel zu beschränken die er in den verschiedenen Gebieten des Staatslebens wahrzunehmen glaubt, ohne sich auf Erörterung streitiger Fragen über Staatsverfassung, Ständerepräsentation, Jury u. s. w. einzulassen. So mustert er „Politisches", „Justizwesen", „Militärwesen", „Geistlichkeit", „Lehranstalten", „Adel", „Grundbesitz", „Handel und Gewerbe", „Finanzwesen", „Municipalwesen", „Beamtenthum", „Censur" in besondern Rubriken die manches Beherzigungswerthe zur Sprache bringen, was wir uns indessen nur anzudeuten begnügen müssen.

Ausschließlich mit den österreichischen Preßverhältnissen beschäftigt sich die Schrift Nr. 21. Wir blicken da

in eine wahre Rüst- und Folterkammer des Despotismus voll Fußangeln, Daumschrauben und spanischen Stiefeln für Alle die sich mit dem geschriebenen Worte befassen. Rom — das päpstliche, nicht das kaiserliche, denn selbst Nero ließ Schriften nur verbrennen, nicht censiren — ist die Geburtstätte der Censur, und zwar war es Alexander VI, berüchtigten Andenkens, von dem die ersten Präventivmaßregeln gegen die „schlechte Presse" ausgingen. In Deutschland konnte man sich mit dieser Erfindung der Hierarchie lange nicht befreunden — die Einführung einer allgemeinen Censur ward erst, doch nur provisorisch, im Abschied des Reichstags zu Speier vom 22. April 1529 verordnet —, dafür ward sie hier aber im Laufe der Zeit zu einer solchen Vollkommenheit ausgebildet, daß man das Land Gutenbergs als ihre zweite Heimat betrachten kann. Namentlich wurde in Oesterreich, nachdem die reformatorischen Bewegungen daselbst unterdrückt waren, der vorlauten Tochter des Mainzers die Kehle so enge zugeschnürt, bis sie zuletzt bloß noch stammelte was jesuitische Hofbeichtväter als unverfänglich erkannten. Der ehrliche Pelzel sagt von den Tagen Maria Theresias:

„In unsern Zeiten stieg die Gewalt der Censur so hoch, daß kein Buch, wenn es auch von Steinkohlen oder dem Pferdebeschlagen handelte, gedruckt ins Land gebracht oder verkauft werden durfte, wenn es nicht zuvor in der Censur eine Contumaz von einigen Monaten ausgehalten ... Das beste Buch wurde oft wegen einer einzigen Stelle die dem Bücherrichter nicht gefiel verworfen und verboten. Diese Schärfe und die Schwierigkeit sich wissenschaftliche Hülfsmittel zu verschaffen schreckten den Gelehrten von der Fortsetzung der Studien ab, und die

Musen standen schon in Bereitschaft der Barbarei Platz zu machen, wenn sie der Monarch Joseph II durch eine weise Einrichtung nicht wieder zurückgerufen hätte."

Wie in Oesterreich Alles was groß und gut ist den Stempel dieses Herrschers trägt, so hatte auch die Presse die Befreiung von unwürdiger Bevormundung ihm zu danken. Er entließ sie der Leibeigenschaft mit diesen Worten:

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

Der Verfasser der „Denkwürdigkeiten" sagt wahr und schön:

„Mit diesem unsterblichen Paragraphe — Censurgesetze haben sonst gar nichts Unsterbliches — gewährte der Monarch allen Freunden der Wahrheit, allen Parteigängern des Fortschritts, den Oesterreich so nothwendig hatte, allen Gegnern der Willkür, der Verfinsterung und der Kanzleityrannei die wirksamsten Waffen; durch diesen unvergleichlichen Paragraph, der von einer Hochherzigkeit zeugt die man sonst am wenigsten in Censurmandaten sucht, beugte der Monarch auch der Verwechslung der Staatsdiener mit dem Staate vor, die an den Censurbarrieren so oft stattfindet. Deutlicher als durch eine andere Bestimmung geschehen kann, sprach der Monarch hier seine Absicht aus die Presse zur wirksamen Controle über alle Staatsdiener ohne Unterschied des Ranges zu erheben. Er unterdrückte von vorneherein alle

Klagen der Beamten über angeblichen Preßmißbrauch u. s. w., indem er seine eigene höchste Person freiwillig unter das Richtscheit der Kritik stellte."

Und weiter heißt es:

„Am 13. October desselben Jahres, in welchem die Geister so wichtige Privilegien erhielten, trat das Toleranzpatent ans Licht, das die religiöse Unduldsamkeit an der Wurzel angriff, somit die unheimliche Hauptquelle des Preßzwangs in Oesterreich verschüttete. Bald darauf, nämlich am 1. November desselben Jahres, ward die Leibeigenschaft aufgehoben. So folgte auf die Freiheit der Geister ihre starke Stütze, die Freiheit der Gewissen, und auf diese die Freiheit des Leibes, ohne die der Geist in den alten Sclavenfesseln geblieben wäre."

Leider wurden sie ihm nur zu bald wieder angelegt. Joseph hatte sich nicht damit begnügt die Censur auf das geringste Maß zu beschränken und ihr alles Gehässige zu nehmen, er hatte sie unter gewissen Bedingungen ganz beseitigt. Den Buchdruckern Wiens ward nämlich gestattet „Manuscripte vor erhaltenem Admittitur abzudrucken, und daher auch ein schon abgedrucktes Werk bei der Censur um die Zulassung einzureichen". In der betreffenden Verordnung heißt es:

„Um aber der Verbreitung von Büchern welche vor dem Admittitur gedruckt und nachmals bei der Censur verworfen werden sollten Einhalt zu thun, wird zugleich folgendes festgesetzt: Wenn ein Werk vorher gedruckt, die Censur darüber nachgeholt, demselben aber das Admittitur versagt wird, so hat derjenige welcher das nicht zugelassene Werk zur Censur gebracht hat für die Nichtverbreitung im Lande dieser seiner Auflage dergestalt zu haften, daß ohne weitere Untersuchung von ihm für jedes

wo immer gefundene Exemplar eine Strafe von 50 Gulden eingetrieben werden soll."

Herr Dr. Wiesner bemerkt:

„Mit diesen wenigen prunklosen Worten ertheilte Joseph Preßfreiheit die zwar nur local war, aber doch Vorzüge enthält die man bei der Zwanzigbogenfreiheit, wie sie gegenwärtig in einigen deutschen Bundesstaaten gewährt wurde, vergebens suchen würde. Josephs Preßfreiheit beschränkte sich nämlich nicht auf dicke Bücher die nur einen schwachen Absatz haben, und nur von Gelehrten, Fachmännern u. s. w. benutzt werden, während die für das Volk bestimmte geistige Nahrung auf den untrüglichen Wagschalen der Staatspolizei abgewogen wird. Die josephinische Preßfreiheit befaßte sich nicht mit Bogenzählen, sie hatte keine Papierelle, keinen Maßstab für den materiellen Umfang der Schriften, kein Horoscop, um aus der zu enträthselnden Stärke der künftigen Verbreitung einer Druckschrift den Grad ihrer Gemeinschädlichkeit zu bemessen. Auch ist es ein charakteristisches Merkmal dieser Preßfreiheit, daß das nachträgliche Verbot einer censurfrei gedruckten Schrift ihre Verbreitung nur im Inlande hemmte, daher der Verleger freie Hand behielt die ganze Auflage ins Ausland zu senden. Bloß für die Nichtverbreitung im Lande mußte er haften und für jedes daselbst verbreitete Exemplar eine Strafe von fünfzig Gulden entrichten. Indessen ist kein Beispiel eines solchen Pönfalls auf uns gekommen. Preßprozesse waren überhaupt unter Joseph nicht bekannt. Der Monarch wollte seine geniale Schöpfung nicht mit eigener Hand antasten, nicht das geistige Feuer das er sorgsam nährte durch Schlacken der Tendenzprocesse dämpfen; Joseph wußte wohl daß eine Preßfreiheit die

leicht ins Gericht gezogen werden kann nur ein Trugbild der Denkfreiheit gewährt."

Allein die Reaction wartete nicht einmal Josephs Tod ab um sein Werk zu vernichten. Dem sterbenden Kaiser wurde ein Widerruf der oben berührten Verordnung abgepreßt, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so folgten beschränkende Gesetze ohne Maß und Ziel bis die Schöpfung des großen Monarchen vollständig zertrümmert war. Und was erreichte man damit? Ward durch diesen Vandalismus die Revolution gebändigt, das Bestehende erhalten, Staat und Dynastie vor Demüthigungen bewahrt? So wenig, daß man, um Schlimmeres abzuwenden, gerade zu dem seine Zuflucht nehmen mußte was man bis jetzt als feindliches Element zurückgewiesen hatte. In den „Denkwürdigkeiten" heißt es:

„Die unermeßlichen Opfer die langjährige Kriege forderten, das Glück der napoleon'schen Waffen das die heldenmüthigsten Anstrengungen fruchtlos gemacht hatte, die so lang anhaltende Unterdrückung der geistigen Thätigkeit der Nation durch die Uebergewalt der Censur, die Aussicht auf neue Opfer und eine verhängnißvolle Zukunft drohten im Jahr 1810 die moralische Kraft der unter dem österreichischen Zepter stehenden Völker zu erschöpfen, und eine völlige Herabstimmung der Geister vorzubereiten. Das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Neue blutige Kämpfe ahnten wenigstens die Politiker, eine furchtbare Finanzkrisis stand nahe bevor. Gefahren genug für die nächste Zukunft, Gefahren die eine außerordentliche moralische Kraft erforderten um nicht das Staatsgebäude aufs tiefste zu erschüttern. Diese moralische Kraft sann die Regierung neu zu beleben. Das Mittel das sie ergriff war höchst zweckmäßig. Vertrauen

sollte Vertrauen erwecken oder nähren, das Volk sollte in den Tagen furchtbarer Prüfungen sein Selbstgefühl nicht einbüßen. Man wollte jetzt der geistigen Kraft des Volkes Recht widerfahren lassen. Dies war ein lichter Rettungsgedanke. Um diese Zeit überraschte die Nachricht von einem neuen Gesetze das die Presse entfesseln, die so lange zu tiefem Schweigen verurtheilte öffentliche Meinung emancipiren, dem Volke das Recht geben wolle im Staate ein Wort mitzusprechen, seine Wünsche, seine Klagen öffentlich an den Tag zu legen."

Dieses neue Gesetz war die vielbesprochene „Vorschrift für die Leitung des Censurwesens und für das Benehmen der Censoren" vom 10. September 1810. „Kein Lichtstrahl, er komme woher er wolle", so lauten die Worte die an der Spitze derselben prangten, „soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben oder seiner möglichen Wirksamkeit entzogen werden..." Ein anderer Paragraph verordnete, daß „gelehrte" Werke, d. h. solche „die durch neue Entdeckungen, durch eine bündige und lichtvolle Darstellung, durch die Auffindung neuer Ansichten u. s. w. sich auszeichnen", „mit der größten Nachsicht behandelt und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden sollten." Ein dritter endlich setzte fest daß Werke, „in welchen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheils angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden u. s. w. ohne hinlänglichen andern Grund nicht verboten werden sollten, wären auch die Grundsätze und Ansichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung." Nur müßten Schriften der Art mit Würde und Beschei-

denheit und mit Vermeidung aller eigentlichen und anzüglichen Personalitäten abgefaßt sein, auch nichts sonst gegen Religion, Sitten und Staat Verderbliches enthalten.

In diesen Bestimmungen war ein Fortschritt, war der Anfang einer Rückkehr zu den josephinischen Grundsätzen unverkennbar, und welche Mängel auch dem Gesetze sonst ankleben mochten, es ging, dieß läßt sich nicht läugnen, aus der Absicht hervor den Geistern allmählig freiere Bewegung zu gestatten. Deshalb wurde es auch in der neuesten Zeit als Schutzwehr gegen den unerträglich gewordenen Preßzwang angerufen und die Auffrischung desselben (im Jahre 1840) freudig begrüßt.

Wie die durch die deutsche Bundesakte verbrieften Zusagen in Betreff der Preßfreiheit ihre Erfüllung fanden, ist nur zu bekannt. Aber nirgends ward der Krieg gegen die Presse — denn bekriegt wurde jetzt womit man sich in der Stunde der Noth verbündet hatte — weiter getrieben als in Oesterreich. Hier wäre was anderswo als verhaßte Zwangsmaßregel verabscheut wurde als willkommene Erleichterung dankbar aufgenommen worden. Die Gedanken wurden nicht, wie das Sprüchwort will, als zollfrei, sondern als vogelfrei betrachtet, d. h. als gute Beute für die durch kein Gesetz gezügelte Censorenwillkür. Die Folge war gänzliches Brachliegen des geistigen Gebiets, eine literarische und wissenschaftliche Asthenie deren entmannenden Wirkungen begabtere Köpfe dadurch sich entzogen, daß sie ihre Personen oder ihre Produkte ins Ausland flüchteten. Die Censur führte um den Kaiserstaat eine Art chinesischer Mauer auf, die den geistigen Verkehr nothgedrungen zum Schmugglerhandwerk herabwürdigte.

Bis zum Jahr 1830 zeigte sich, bemerken die „Denkwürdigkeiten“, kein bedeutender Widerstand gegen die so maßlos eingreifende Bevormundung. Die Julirevolution hingegen hatte auch in Oesterreich auf die Stimmung des Volks einigen Einfluß; die Aufregungen die sie im übrigen Deutschland hervorrief zitterten hier, wenn auch beim Mangel alles öffentlichen Lebens nicht jedem sichtbar, in leisen Schwingungen fort. Weiter heißt es:

„Unter diesen Verhältnissen erschienen die kühnen, politischen „Spaziergänge eines wiener Poeten“. Es war die erste Protestation gegen das herrschende Polizeisystem, die erste geflügelte Klage über das grenzenlose Mißtrauen gegen edle, in so vielen Kämpfen treu erprobte Völker, der erste Nothruf um Recht, um etwas Freiheit der Bewegung . . . In eigener Richtung trat bald darauf der edle, tiefsinnige Lenau auf. Heimkehrend aus den Staaten in welchen die Presse die größte Freiheit besitzt, ließ er seine Polenlieder, seinen „Faust“, „Savonarola“, die „Albigenser“ ohne österreichische Censur und in seinem Namen ans Licht treten. Lenau sündigte doppelt gegen die Censur, weil er mit besonderer Vorliebe die Freiheit der Gewissen begeistert vertrat . . .“

An diese Vorgänger schloß sich eine Reihe mehr oder minder tüchtiger Streiter deren Angriffen die Censur nichts entgegen zu setzen vermochte als neue Gewaltmittel. Es erfolgten die bekannten Verlagsverbote, die jedoch gerade das Gegentheil von dem bewirkten was sie bezweckten. Der Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ fährt fort:

„Der Federkrieg der über die galizischen Ereignisse entbrannte zeigt klar und deutlich mit warnenden Flammenzügen welchen Gefahren die Regierungen durch Un-

terdrückung der öffentlichen Meinung preisgegeben werden. Nie noch wurden Franzosen, Russen oder Türken mit solchem sich immer neu entzündendem Groll, mit so consequenter Wuth von deutschen Publicisten angegriffen als damals die österreichische Regierung. Diese Angriffe erfolgten trotz der Verantwortlichkeit jedes Bundesstaats für die unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften, trotz der allgemeinen und wechselseitigen Gewährleistung der moralischen und politischen Unverletzbarkeit der Gesammtheit und aller Mitglieder des Bundes. Die „Preußische Staatszeitung", so lange in innigster Harmonie mit dem „Oesterreichischen Beobachter", eröffnete diese Angriffe, viele deutsche Blätter folgten nach, ebenso die französischen, englischen und amerikanischen; diesseits und jenseits des Oceans wurde die österreichische Regierung aufs tiefste verletzt, versteckt und offen geschmäht. In den französischen Kammern, im englischen Parlamente erfolgten die bittersten Anklagen. Und diesem journalistischen und parlamentarischen Aufstande gegenüber stand die mächtige österreichische Regierung wehrlos da. Die deutschen Publicisten dachten nur an die karlsbader und ähnliche Beschlüsse, die österreichischen insbesondere fühlten keinen Beruf der Regierung wegen den Bann zu brechen der sie gesetzlich von den liberalen Blättern des Auslandes scheidet. Im Inlande hatten sie gar keine Gelegenheit sich auszusprechen. Daher das unerhörte Stillschweigen der Gebildeten, während es die Politik, die Moralität der Regierung galt! Die Vertheidigungsversuche des Oesterreichischen, höchst unsanft aus langem Winterschlafe gerüttelten Beobachters, die Anläufe der Herrn Staatsschreiber Jarcke und Consorten stellten die Regierung nicht weniger bloß als die Gegner. Und doch

lag das Material zur Entwaffnung der Hauptanklagen so nahe, daß man sich wundern mußte wie Jarcke und Genossen es gar nicht zu entdecken vermochten! Diese erbitterten journalistischen und parlamentarischen Kriege erfolgten gerade ein Jahr, seit eine Anzahl von Schriftstellern der Residenz am Throne eine Petition um ein zeitgemäßes, milderes Censurgesetz überreicht hatten."

Diese Petition — „im Lande selbst der erste Protest gegen den eisernen und in seinen Uebertreibungen lächerlichen Preßzwang" — unterzeichnet von Männern wie Grillparzer, Ettingshausen und Baumgartner, Pyrker, Münch, Hofrath Jenull, Kudler und Springer, Graf Auersberg, Fürst Schwarzenberg, Zedlitz, Endlicher, Hammer, Baron Lannoy, die Grafen Colloredo und Barthenheim, Bartsch, Kraft, Hock, Rokitansky und Scoda, die beiden Freiherrn von Pratobevera, von Schreibers, Kollar u. A., und in den gemäßigtsten und bescheidensten Ausdrücken abgefaßt, bezweckte keineswegs die Verwirklichung irgend eines Censurutopiens, sie schlug „zur Abhülfe der gerügten Uebelstände sowie zur Belebung der österreichischen Literatur" bloß folgende „unvorgreifliche" Maßregeln vor:

1. Erlassung eines Censurgesetzes auf Grundlage der Instruction vom Jahre 1810 und öffentliche Kundmachung dieses Gesetzes.
2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Censoren.
3. Gründung eines wirksamen Recurszugs in Censurangelegenheiten.

Welche Berücksichtigung sie jedoch fand, ergibt sich unter Anderm aus den geheimen Instructionen die Herr Dr. Wiesner aus dem Nachlasse eines unlängst verstor-

benen wiener Censors mittheilt. Um von diesen aus den Jahren 1846 und 1847 stammenden Erlassen der obersten Censurbehörde einen Begriff zu geben, wählen wir folgende aus:

1. Der Besuch der Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses in den Vorstadttheatern darf in hiesigen Journalen nicht angeführt werden.
2. Alle Eisenbahnen betreffenden Artikel sind der Hofstelle vorzulegen.
3. Alles was sich auf die Aufstellung des Monuments Sr. Majestät Franz I bezieht ist zu exhibiren (d. h. der Polizeihofstelle vorzulegen).
4. Auf Vermeidung persönlicher Ausfälle gegen das Wirken des Regisseurs am k. k. Hofoperntheater, Schober, ist stets billige Rücksicht zu tragen.
5. Artikel welche den Adel, das Militär oder dergleichen höhere Stände betreffen, sind stets der Polizeihofstelle zu exhibiren.
6. Da bei der Zulassung der Oper „Vielka" auf das sorgfältigste alle Momente und Attribute beseitigt wurden welche die historische Grundlage in Beziehung auf Personen, provinzielle und Localverhältnisse näher zu bezeichnen geeignet scheinen, so muß auch bei Besprechung derselben alles Bezügliche vermieden werden.
7. Gehässige Ausdrücke gegen die russische Regierung sind zu unterdrücken.
8. Ausfälle und Schmähungen gegen die Hofburgtheaterdirection sind unbedingt zu streichen.

Eben so unbeachtet wie die erwähnte Petition blieb die aus den gleichen Ansichten hervorgegangene Bitte welche die böhmischen Stände auf den Antrag des Für-

sten Lamberg im Mai 1847 dem Monarchen vorlegten. Wenigstens geschah, die Errichtung einer Censuroberbehörde abgerechnet, nichts was andeutete daß man auch nur den schreiendsten Beschwerden abzuhelfen gesonnen sei.

Herr Dr. Wiesner hat sein Werk den Landständen der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen Oesterreichs gewidmet und schließt mit einem Aufrufe an dieselben auch ihrerseits dahin zu wirken, daß der achtzehnte Artikel der Bundesakte endlich einmal eine Wahrheit werde.

Die Schrift Nr. 22 hat einen Mann zum Verfasser von dem man wohl voraussetzen kann, daß er mit dem Gegenstande den er behandelt ziemlich vertraut ist. Sohn eines k. k. Feldmarschalllieutenants, Zögling der wienerneustädter Militärakademie und mehrere Jahre Offizier, hatte Herr v. Fenner vielfache Gelegenheit die Zustände des österreichischen Heeres kennen zu lernen. Er schildert sie nun auch, wie uns scheint, nach bestem Wissen und Gewissen, und wenn die Ergebnisse nicht selten ungünstig lauten, so ist dies nicht Schuld des Berichterstatters. Als Probe heben wir aus was der Verfasser über die Stellung des gemeinen Soldaten dem Offizier gegenüber sagt:

„Der gemeine Soldat steht in Oesterreich zu dem Offizier in demselben Verhältniß in welchem in Sparta der Helot zu dem Spartaner stand. Es ist dies ein harter Ausspruch den jedoch die Thatsachen zur traurigen Wahrheit machen. Wenn auch keine materielle, so existirt doch eine moralische Helotenschaft; oder ist es nicht der furchtbarste Helotismus wenn ein willenfreies Individuum nie zum Bewußtsein seiner Freiheit, nie zum Bewußtsein seines Rechts gelangen kann und darf? Von

dem Augenblicke wo der Bauerssohn seinen Rock abwirft um sich in die zweifarbige Livrée zu stecken, legt er mit ihm seine moralische Freiheit sowie das Bewußtsein der ihm als Mensch und Bürger innewohnenden Rechte ab; denn es ist eine Thatsache daß der gemeine Soldat nie Recht hat. Er mag noch so sehr mißhandelt und mit Ungerechtigkeiten überhäuft werden, man wird ihm auf seine Beschwerden nie antworten: „Dir wird Recht werden", man wird ihm nie mittheilen daß derjenige der ihn ungerecht behandelt zur Verantwortung gezogen worden sei, da man der Ansicht ist das „Decorum" würde darunter leiden. Zwischen dem Offizier und dem gemeinen Mann, obgleich beide Bürger desselben Staats, besteht eine so ungeheure Kluft, daß solche selbst nicht von den niedern Chargen und den auf die Beförderung zum Offiziere Anspruch habenden Cadetten ausgefüllt wird. Bei dem Offiziere beginnt das Strafrecht das keiner der untern Chargen verliehen; er bildet eine eigene Kaste, die jede außerdienstliche Berührung mit ihren Untergebenen sorgfältig vermeidet . . .

Ferner scheint uns anziehend wie der Verfasser die vier Nationalitäten charakterisirt welche in der österreichischen Armee einander kreuzen. Er sagt:

Der deutsche Soldat ist unbeholfen, schwerfällig, dient die ersten Jahre meist mit großer Unlust, und obgleich im Durchschnitt armer Bauern Kind, will ihm die kümmerliche Existenz die er mit den fünf Kreuzern Löhnung führt nicht recht behagen. Wenn wir sagten, er sei unbeholfen und schwerfällig, so bezieht sich dies hauptsächlich auf seine erste mechanische Abrichtung. Was seine geistige Ausbildung anlangt, so zeigt er Lust etwas zu lernen, er begreift in der Schule ziemlich leicht, und

wenn er die ersten Jahre seiner mühevollen Laufbahn hinter sich hat, so erwacht unwillkürlich die Lust am Soldatenleben in ihm, falls er mit seinem Regimente in deutschen Provinzen bleibt. In Ländern fremder Zungen ist er eher mißmuthig, und er zieht nur höchst ungern nach Italien dessen Klima und Lebensweise, der er sich dort fügen muß, ihm nicht zusagen. Es kommen im Allgemeinen wenig Subordinationsvergehen vor, die deutschen Unterthanenbegriffe lassen dergleichen nicht durchdringen; auch von Diebstahl hört man in diesen Regimentern höchst selten... Die Haltung des deutschen Soldaten ist meist steif, ungraziös, der malcontente mürrische Michel blickt manchmal aus ihm heraus, aber immer nur mit strenger Beibehaltung der perpetuirlichen schiefen Ebene die dem höflichen deutschen Rückgrate angeboren ist. Unter den vielen Nationen aus denen die österreichische Armee zusammengesetzt, ist er dem Kaiserhause zwar nicht am anhänglichsten, wie man schon behauptet, aber diese Macht wird unter allen am sichersten auf seinen unwandelbaren Gehorsam zählen können, da von einem Nationalgefühl im deutschen resp. österreichischen Soldaten keine Rede ist. Wie er als Bauer nur die sclavische Unterthänigkeit gegen seinen Gutsherrn oder Obrigkeit bis zum gestrengen Herrn Gerichtsdienergehülfen herunter kannte, so kennt er auch jetzt nur die willenlose *schweigende* Unterwürfigkeit gegen seine militärischen Obern. Obgleich ihm die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus genug gepredigt wird, so sind seine Begriffe und Ansichten doch noch nie zu der Entwickelung gelangt, daß er einsehen sollte warum er eigentlich einem Manne den er gar nicht kennt, der ihn vierzehn (?) Jahre von seiner Heimat entfernt und ihn während derselben

einem harten, mühevollen Leben ausgesetzt, gegen das jenes des letzten Ackerknechts seines Gutsherrn ein Paradies ist, besonders anhänglich sein sollte."

„Der Slawe ist meist von Mittelgröße, stark und kräftig gebaut, von Charakter störrisch, unlenksam und falsch, und diese seine Eigenschaften entwickeln sich unter dem Drucke des ihm verhaßten deutschen Jochs in immer höherm Grade. So eng und fest die Slawen unter sich zusammenhalten, ebenso streng sondern sie sich von den fremden Nationalitäten ab, und in Regimentern die, wie die mährischen und deutsch-böhmischen, aus beiden Nationen (der deutschen und böhmischen) zusammengesetzt sind, zeigt sich diese strenge Absonderung und Abneigung gegen Alles was nicht ihre Sprache spricht am entschiedensten, blutiger Raufhändel die unter Deutschen und Böhmen am häufigsten vorkommen gar nicht zu gedenken. Die Ausbildung des slawischen Rekruten ist eine der schwierigsten Aufgaben. Vor allem muß ich vorausschicken, daß die große Mehrzahl der Offiziere bei den slawischen Regimentern, vielleicht elf Zwölftel deutschen oder ausländischen Ursprungs sind, und daß von diesen elf Zwölfteln, sehr hoch angeschlagen, vielleicht nur ein Zwölftel Offiziere fähig ist sich in der betreffenden slawischen Mundart verständlich zu machen. Das gleiche Verhältniß besteht bei den ungarischen und italienischen Regimentern . . . Eines der größten Hemmnisse der schnellern Ausbildung des slawischen Soldaten ist also der merkwürdige Umstand, daß meist von sämmtlichen Compagnieoffizieren keiner die Sprache des Mannes versteht den er unterrichten soll. Daß der Slawe mit tiefer Verachtung auf seine Vorgesetzten die ihm als Leiter und Führer dienen sollen und sich doch eines Dolmetschers be-

dienen müssen, wenn sie mit ihm zu verkehren haben, herabsieht, versteht sich wohl von selbst; außerdem faßt der slawische Soldat schwer auf, er ist, wie man in den Schulen zu sagen pflegt, begriffstötzig, aber das von ihm einmal Begriffene schwindet ihm nie wieder aus dem Gedächtniß, und derselbe ist nach mehreren Jahren ein bei weitem brauchbarerer Soldat als der Deutsche, obgleich letzterer weit kürzere Zeit zu der sogenannten militärischen Abrichtung erfordert. Der Slawe liebt die österreichische Herrschaft so wenig wie der Italiener und der Ungar, und demzufolge auch den deutschen Offizier nicht, der ihm nicht selten seine Nationalität entgelten läßt, abgesehen davon daß er die wenigen Deutschen die sich in solchen Regimentern befinden beinahe stets bevorzugt; ein Umstand der wohl weniger durch angeborne Abneigung des Deutschen gegen den Slawen (ein österreichischer Offizier hat ohnehin meist nur anbefohlene Sympathien und Antipathien) als aus der schon erwähnten Sprachunkunde entstehen mag welche letztere ihn natürlich dem Deutschen näher stellt. Daß dieß die Abneigung des Slawen nur noch vermehrt, ist eine natürliche Folge, daher sind auch Strafen wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit bei slawischen, italienischen und ungarischen Regimentern weit häufiger an der Tagesordnung. Der Slawe der weit mehr Nationalgefühl in sich trägt als der Deutsche, sieht sich mit entschiedener Abneigung und Widerwillen in Gegenden versetzt, wie Italien, wo man seine Sprache kaum dem Namen nach kennt und wo das Klima, Sitten und Gebräuche des Landes den ihm angebornen Gewohnheiten gerade entgegengesetzt sind. Das nationale Bewußtsein tritt nicht selten kräftig zum Vorschein, und die letzten Versuche der

Polen im Jahr 1840 und 1846 mögen den Beweis dafür liefern . . .

„Der ungarische Soldat ist stolz auf seine Nation, seine Abkunft und seine physischen Eigenschaften. Er ist im Durchschnitt groß und kräftig gebaut, hat schöne Formen die durch die Art seiner Adjustirung (eng anschließende Beinkleider und Schnürschuhe) weit besser und vortheilhafter hervorgehoben werden. Auch er ist wie der Slawe äußerst widerspänstig und hartnäckig, vorzüglich dem deutschen oder ausländischen Offizier gegenüber, und Subordinationsvergehen kommen bei ihm am häufigsten vor. Körperstrafen werden leider weit mehr bei ungarischen Regimentern angewendet, obgleich sie nur von geringer moralischer Wirkung sind. Ich sah ungarische Soldaten 70, 80, ja 100 Stockstreiche ohne einen Laut der Klage oder des Schmerzes aushalten, ohne, wie es häufig vorzukommen pflegt, um Nachsicht zu bitten, nach vollendeter Strafe die Bank auf der sie lagen auf sich nehmen, an ihren Ort tragen und sich bei dem die Execution commandirenden Offizier für die erhaltene Strafe bedanken, ohne das geringste Zeichen von Reue oder Schmerz zu verrathen, obgleich eine solche barbarische Strafe, von zwei kraftvollen Männern ertheilt, schon manchen Soldaten für immer zum Krüppel gemacht hat . . . Uebrigens ist der Ungar diese Strafe von seiner Heimat aus, wo ihm der Gutsherr oder Comitats- oder Gemeindebeamte wegen der geringfügigsten Umstände Hiebe geben lassen kann, schon ziemlich gewohnt."

„Der italienische Soldat den das Loos getroffen acht Jahre deutscher Herrschaft unterworfen, fern von seinem Heimatlande zubringen zu müssen (da die meisten italienischen Regimenter in Böhmen und Ungarn stationirt

sind), zeigt einen ganz eigenthümlichen Charakter. Mißtrauisch und verschlossen gegen den deutschen Vorgesetzten der seiner Sprache nicht kundig, zeigt er anderseits viel Zuneigung zu denen die seine Muttersprache mit ihm reden und ihn menschlich behandeln. Entschiedene Abneigung tritt dagegen gegen den Offizier seiner eigenen Nation hervor der meist, um seine Unparteilichkeit zu beweisen, gegen seine Landsleute weit strenger verfährt als gegen Fremde. Der italienische Soldat ist ausnehmend gewandt und ausrichtsam; seine Abrichtung erfordert unendlich weniger Zeit als die der Rekruten anderer Länder, und er besitzt wirklich eine merkwürdige Gewandtheit sich die Sprache des Landes in dem er sich befindet anzueignen. Die Mehrzahl der nach achtjähriger Dienstzeit austretenden Soldaten ist der der italienischen Zunge ungeläufigen und schwierigen deutschen Sprache ziemlich mächtig geworden. Die bei den Regimentern italienischer Zunge am häufigsten vorkommenden Vergehen sind Raufhändel und im Jähzorn begangene Subordinationsfehler. Die Subordination ist ein großes Wort und spielt eine so wichtige Rolle, daß der Blick, die Miene des Untergebenen selbst dieser furchtbaren Censur unterliegt, deren mißfälliger Bemerkung die Strafe auf dem Fuße folgt" ...

Wir müssen hier abbrechen um auf die unter Nr. 23, 24 und 25 angezeigten Schriften überzugehen, von denen namentlich die zweite eine vermittelnde Brücke zwischen den, sprechen wir das Wort nur aus, absolutistisch regierten Provinzen Oesterreichs und dem constitutionellen Königreiche Ungarn zu schlagen versucht. Dem Freiherrn Victor von Andrian gewidmet, und an „Oesterreich und dessen Zukunft" sich anschließend, fordert sie den in den Landständen vertretenen Adel auf: im Bunde mit der

liberalen Partei Ungarns und gestützt auf das urkundlich verbriefte Recht der Steuerbewilligung, der Mitwirkung bei allen Landesgesetzen, und das freie, uneingeschränkte Petitionsrecht den politischen Kampf zu beginnen um den Fortschritt zu erreichen welchen das Jahrhundert verlangt. Der Rathgeber in dem wir einen Gesinnungsverwandten und Standesgenossen des Verfassers von „Oesterreich und dessen Zukunft" zu erkennen glauben, ruft aus:

„Wir wollen und werden vor allem Andern unsere eigene Reconstituirung erreichen und dem Bürgerstande und dem unadeligen Grundbesitzer gleiche Geltung mit uns im Schooße der Landesvertretung verschaffen, weil wir fühlen daß dieß in unser Aller Interesse dringend noth thut. Ja, ihr habt Recht, ihr Wortführer der edlen ungarischen Nation, wenn ihr sagt daß euere und unsere Interessen leichter zu vereinigen wären, wenn auch bei uns das verfassungsmäßige Recht geachtet, wenn auch hier den Anforderungen des Jahrhunderts Genüge geleistet würde. Die magyarische Nationalität und die unserige im Bunde, beide tausendjährig, beide gleichberechtigt, stark und groß, dieses sei fortan unser Losungswort!"

Bei diesen Bestrebungen eine engere Verbindung zwischen den österreichischen Provinzen und Ungarn herbeizuführen, Bestrebungen die, freilich von verschiedenen Motiven geleitet, die Regierung mit der Opposition gemein hat, ist es besonders wichtig die Hindernisse welche einer solchen Verbindung im Wege stehen, und die Mittel zu ihrer Beseitigung kennen zu lernen. Ausschließlich mit der Zollfrage die von so überwiegender praktischer Bedeutung ist, befaßt sich die Schrift Nr. 25, für deren Werth der Name des Herausgebers, F. Pulszky, bürgt; die

„Ungarischen Zustände" hingegen entwerfen ein Gesammtbild von dem Staatsleben des Königreichs und liefern zur Entwickelungsgeschichte desselben vielfach belehrende Beiträge, auf die wir unsere Leser um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, als der gegenwärtige Reichstag die meisten der hier besprochenen Fragen in den Vordergrund gestellt hat.

Oesterreichische Geschichten.

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. Wiesbaden, 1843—1844.
2. Kaiser Joseph II und seine Zeit. Von Karl Ramshorn. Leipzig, 1844.
3. Erzherzog Karl von Oesterreich. Geschildert von Eduard Duller. Wien, 1844—1845.
4. Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volkes von der frühesten bis auf die neueste Zeit, von J. P. Jordan. Leipzig, 1844—1845.
5. Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und Heinrich Hermann. Klagenfurt, 1842—1844.
6. Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken. Zunächst zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen dargestellt, von Leopold Haßler. Wien, 1842.
7. Uebersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von Ignaz Beidtel. Leipzig, 1844.
8. Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie. Von Johann Sporschil. Leipzig, 1843—1845.

Die „Annalen der österreichischen Literatur", eine Zeitschrift welche sich vor etwa vierzig Jahren die undankbare Mühe gab das auf dem vaterländischen Parnaß emporwuchernde Unkraut auszureißen, und es nebenbei übernahm „alle literarische Producte die seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts in den österreichischen Staaten in allen Wissenschaften und Sprachen erschienen sind nicht nur anzuzeigen sondern auch zu prüfen und das Resultat ihrer Prüfungen dem Publikum vorzulegen", sahen sich genöthigt zu gestehen daß man über die älteste Geschichte Oesterreichs in deutscher Sprache und für das große Publikum leider kein lesbareres und besseres Werk habe als „Antons Edlen von Geusaus, des heiligen römischen Reichs Ritter, wienerischen Magistratsbeamten, Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten" (Wien 1800—1801), und fügten bei:

„Daß Oesterreich eine so ausführliche, richtige und lehrreiche Landesgeschichte, als viele deutsche Staaten bereits haben, jemals bekomme, ist mehr zu wünschen als zu hoffen. Ein guter Anfang dazu ward zwar durch die berühmten Aebte von Göttweih, Gottfried Bessel und Magnus Klein, gemacht, aber diese Männer starben zu früh. Nicht einmal das was Magnus Klein bereits ausgearbeitet hatte ward vollständig gedruckt. Das hinterlassene Manuscript soll verschwunden sein, ohne daß man weiß wohin, und ohne daß man sich Mühe gegeben zu haben scheint es wieder ausfindig zu machen und zum Drucke zu befördern. Seitdem zeigt sich keine Aussicht daß ein so wichtiges und nützliches Unternehmen fortgesetzt würde. Ein Privatgelehrter ist einzeln der Arbeit nicht gewachsen, und auch nicht im Stande sich alle nöthigen Quellen anzuschaffen; eine Gesellschaft der Wissen-

schaften aber zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist bisher in Oesterreich nicht zu Stande gekommen, und wenige Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken haben Sinn für die Sammlung der Quellen der österreichischen Geschichte. Man wird in allen wienerischen Bibliotheken zusammengenommen schwerlich zwei Drittheile der Schriften finden deren Benutzung bei Verfassung einer gründlichen und lehrreichen Landesgeschichte nothwendig ist. Möchte doch einer der reichen österreichischen Cavaliers die Geld genug zu den kostbarsten Sammlungen von Steinen, Gemälden, Münzen u. s. w. verwenden, den Einfall haben eine Sammlung aller zur vaterländischen Geschichte gehörigen Schriften zu veranstalten und zum öffentlichen Gebrauche zu bestimmen. Das schöne Beispiel das die Grafen Ossolinski und Szecseny (Szechenyi?) mit ihren Sammlungen, jener für die polnische, dieser für die ungarische Geschichte gaben, möge für die österreichische nicht unnachgeahmt bleiben... Bei einer fortwährenden Gleichgültigkeit gegen die Quellen der österreichischen Geschichte wird und muß diese immer dunkel, zweifelhaft, mit Ungerechtigkeiten überladen, unvollständig, kurz in ihrer Kindheit bleiben."

Geusaus elende von Plagiaten wimmelnde Compilation ist seitdem verschollen, aber die Klagen welche an die Anzeige seines Buches geknüpft wurden, könnten in der Hauptsache noch immer ausgesprochen werden, ohne daß man dadurch den Vorwurf der Uebertreibung auf sich lüde. Eine Gesellschaft der Wissenschaften die, so zweifelhaft auch der Nutzen sein mag den solche Körperschaften in andern Ländern jetzt noch stiften, bei zweckmäßiger Einrichtung in Oesterreich gewiß nur wohlthätig wirken würde, wenn sie nicht etwa mißbraucht wird

um die Wissenschaft zünftig zu machen oder polizeilich zu fesseln, oder gar bloß dazu dienen soll der richtenden Nachwelt Sand in die Augen zu streuen, ist dort noch immer nicht zu Stande gekommen, ungeachtet sie von Leibnitz bis Hammer manchen gewichtigen Fürsprecher fand; von einem Unternehmen wie es Pertz für das gesammte Deutschland ausführt, ist im Kaiserstaate noch immer nicht die Rede, und von einem „Cavalier“ der mehr Sinn für Geschichtsquellen als für die „noblen Passionen“ hätte, ist im Vaterlande Khevenhüllers auch noch nichts bekannt. Ja es hat sich zu diesen Uebelständen noch manches Schlimmere gesellt, und das Ergebniß ist daß von allen deutschen Staaten von einiger Bedeutung Oesterreich allein noch einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Geschichte entbehrt. Wer sollte sie schreiben, wo sollte sie geschrieben werden? Sprechen wir es aus daß dies in Oesterreich selbst geradezu unausführbar ist. Nicht weil es an den Talenten fehlt ohne welche die Lösung einer solchen Aufgabe nicht gelingen kann — die Namen Kurz, Chmel, Muchar, Hormayr, Palacki, Mailath, Lichnowski, denen sich manche von nicht minder gutem Klange anreihen ließen, leisten dafür Bürgschaft — sondern weil man noch nicht gelernt hat der Vergangenheit kühn ins Angesicht zu schauen. Man gefällt sich in Täuschungen die das Licht der Forschung nicht vertragen würden; insbesondere glaubt man dynastische Interessen zu fördern indem man zwischen dem habsburgischen und dem lothringischen Herrscherstamme einen bis zur Identität gesteigerten Zusammenhang annimmt der in der Wirklichkeit nie bestand, und das Thun der Sprößlinge Franz I mit jenem der Nachkommen Rudolphs I durch eine Art solidarischer Verantwortlichkeit verkettet. Dies

führt zu jener historischen Schönfärberei die alle Schwächen an den sogenannten Ahnen des regierenden Hauses mit geschäftiger Loyalität überpinselt, dadurch aber die Geschichte, statt zu einer Lehrerin der Wahrheit für die kommenden Geschlechter, zur Fabel macht die zu nichts weiter taugt als in den Schulen auswendig gelernt und im Leben vergessen zu werden. Es ist unmöglich ein einziges, in Oesterreich selbst erschienenes Werk zu nennen, auf welches dieser übel verstandene Patriotismus nicht seinen verderblichen Einfluß geübt hätte. Wir sprechen hier noch gar nicht von der Censur; denn die Censur kann wohl Wahrheiten unterdrücken, sie kann jedoch, selbst wie sie in Oesterreich gehandhabt wird, nicht zwingen Lügen zu verbreiten.

Wie soll ferner österreichische Geschichte geschrieben werden? Es gibt eine deutsche, französische, russische Geschichte, weil es ein deutsches, französisches, russisches Volk gibt; in diesem Sinne also kann von einer österreichischen Geschichte nicht die Rede sein. Und da wir die Aufzählung einer Reihe von Regenten und dessen was ihnen zu thun und zu verordnen beliebt hat, nicht Geschichte nennen so kann eine österreichische Geschichte nur die Aufgabe haben eine Darstellung der Entwicklung des deutschen, slawischen, magyarischen und italienischen Volksstammes auf dem Gebiete zu geben, das im Laufe der Zeiten in den österreichischen Kaiserstaat zusammengeschmolzen ist. Andere Schilderungen mögen auf den Titel von Geschichten der Familien Habsburg und Lothringen Anspruch machen, einen höhern Werth aber können wir ihnen nicht zugestehen.

Ein Muster jener offiziellen Geschichtschreiberei die Alles vortrefflich findet, was und weil es ein Habsbur-

ger gethan hat, ist das Werk Nr. 6. Hier beginnen die Entstellungen schon bei Thatsachen von denen man glauben sollte daß sie doch wohl längst festgestellt und der Willkür orakelnder Sophistik entrückt seien. S. 112 z. B. heißt es:

„Inzwischen hatten sich in der Schweiz große Gefahren zusammengezogen, und der Hauptkampf begann dessen Ausgang das unbefangene Gemüth erschüttert und mit Trauer erfüllt. Ohne Rücksicht auf althergebrachtes und geschriebenes Recht, auf Gesetze und Friedensschlüsse, strebten die Eidgenossen ganz offen danach in den helvetischen Landen jede auch die billigste Abhängigkeit zu vertilgen. Die Herrn ergrimmten über den steigenden Trotz und den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen welche der stets bereite Schutz der Schweizer ermuthigte; Oesterreich zumal konnte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedensbruches zeihen. Mehrere seiner Landschaften und Städte waren zur Abtrünnigkeit verleitet, ja mit offener Gewalt genommen, viele Burgen der Edlen oder der Amtleute gebrochen, verschiedene Zollstätten zerstört, besonders von Luzern großer Frevel begangen worden. Als dessen kein Ende war, griff Herzog Leopold zu den Waffen."

Die Ermordung Geßlers durch Wilhelm Tell und des letztern Pfeilschuß werden ohne Weiteres für Sagen erklärt, „die eines jeden historischen Grundes entbehren", und der Verfasser zergliedert den Mythus mit einer Sicherheit, wie wenn er bei der Entstehung desselben in eigener Person zugegen gewesen wäre. Er sagt:

„Diese Erzählung entstand offenbar aus der Sage von einem gewissen Wilhelm Tell und einem Grafen von Seedorf, der Herr eines Theiles von Uri war und

im zwölften Jahrhundert lebte, aus der Fabel vom Könige Harald und dem Schützen Tholko, und endlich aus dem Streben die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft gleich dem Entstehen Roms in ein romanhaftes Gewand zu hüllen. Die Sage gab den Namen, die Fabel den Stoff, und die Eitelkeit verbunden mit Neigung zum Seltsamen brachte die Sache in Umlauf."

S. 80 läßt Hr. Haßler die Güter der „Laufenburg-Kyburg'schen Linie" nach dem Erlöschen (1415) „wieder an die habsburgische Hauptlinie" zurückfallen. Der letzte Sprößling jener Linie aber, Graf Ego von Kyburg, hatte schon Alles was er in den helvetischen Landen besaß an die Berner abgetreten, als er auf die Güter seiner Gemahlin nach Frankreich zog wo er spurlos verschollen ist. Wir hätten diese Verwechslung ungerügt gelassen, und würden auch nicht erwähnt haben, daß Herr Haßler den Großvater Rudolfs von Habsburg, den Grafen Ulrich von Kyburg, der Schwager des letzten Herzogs von Zähringen war, irrthümlich einen Abkömmling dieser Herzoge nennt, wenn solche Verstöße die nicht die einzigen ihrer Art sind, nicht in einem Werke vorkämen dessen Verfasser im Staate nur das Patrimonialgut einer Dynastie sieht deren Genealogie also in ihren geringsten Einzelnheiten für ihn nothwendigerweise von besonderer Wichtigkeit sein muß. Naiv klingt:

„Diese Verbindung (mit der Tochter Galeazzo Maria's Sforza von Mailand) gab dem Kaiser (Maximilian I) Gelegenheit kräftig in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen wo unter harten Kämpfen der Grund zu dem System des politischen Gleichgewichtes gelegt ward, das auf der anerkannten Rechtmäßigkeit des Besitzes und auf der Gültigkeit der abgeschlossenen Verträge

beruhte und, freilich unter manchen wesentlichen Veränderungen, fortdauerte bis zur Zeit der französischen Revolution —"
und den Geist dieses Geschichtschreibers bezeichnet, was er S. 482 sagt:

„Eigene Frömmigkeit und eigenes Nachdenken überzeugte den Kaiser (Franz) daß die strenge Aufrechthaltung der Religion in seinen Staaten das vorzüglichste Bedürfniß sei. Daher war es sein Wille daß alle Heiligthümer der Religion und daß selbst ihr fernster Schein von der profanen Berührung weltlicher Gewalt unangetastet blieben. Er kannte die traurigen Folgen, welche in andern Staaten die dem Glauben feindlich entgegentretende Modephilosophie hervorbrachte, und verabscheute dieselbe als das gefährlichste Uebel."

Vielleicht ist auch die Furcht vor dieser Modephilosophie Ursache daß im vorliegenden Buche Cultur- und Literaturgeschichte gar nicht berührt sind. Herr Haßler ist Nachfolger Schneller's. Dies kann man in der That gemäßigten Fortschritt nennen!

Obwohl das Werk Nr. 7, welches ein Mitglied des höheren Beamtenstandes zum Verfasser hat, vor der Kathederweisheit des Herrn Professors der grätzer Universität in jeder Beziehung den Vorzug verdient, so müssen wir uns doch begnügen, es im Allgemeinen als eine gut gelungene, übersichtliche Darstellung der politischen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates zu empfehlen, um zur „Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie" von Johann Sporschil überzugehen, deren Titel uns unwillkürlich an Gibbon und an Aemilian Janitsch „Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der österreichischen Monar-

chie von den ältesten bis auf diese Zeiten" (Wien, 1805) erinnert hat. Inwiefern sich die Aehnlichkeit zwischen dem letztgenannten Buche und dem des Herrn Sporschil auf mehr als den bloßen Titel erstreckt, vermögen wir, da uns jenes nicht zur Hand ist, nicht anzugeben; von Gibbons Geist jedoch, dafür können wir bürgen, ist in diesem keine Spur zu entdecken. Der Verfasser hat es passender gefunden aus dem Arsenale des Restaurators der Staatswissenschaften, Karl Ludwig von Hallers, einige halbverrostete Waffen zu borgen um damit den contrat social und was daran hängt zu bekämpfen, und belehrt uns in der Einleitung über den Vorzug des „historisch gewordenen und sich fortbildenden Staates", wir wissen nicht vor welchem andern, da wir keinen kennen der fix und fertig aus den Wolken heruntergefallen wäre, und selbst Frankreich und den Vereinigten Staaten, diesen warnenden Beispielen von der Verderblichkeit der Theorie des Urvertrags, ein „historisches Werden und Sichfortbilden" kaum abzusprechen ist. Redensarten wie: „Auch nur mit einem einzigen Verbrechen würde die wünschenswertheste Umwandlung viel zu theuer erkauft" (Herr Sporschil versuche einmal dieses Axiom auf die Einführung des Christenthums anzuwenden) — „Jene Lehre unserer Tage welche der Staatsgewalt zuruft, dem Volke einen immer größeren Antheil an ihr zu gewähren weil sie selbst dadurch festeren Bestand gewinnen würde, bildet das zersetzende Element der Staaten" (in diesem Satze scheint der Eifer gegen das „zersetzende Element der Staaten" Herrn Sporschils Stil irre geleitet zu haben) — „Es wurde das Geschlecht der Habsburger, Zucht und Ehre stets heilig haltend, eine providentia divina für Deutschland, für Europa, für die Welt" (wir verweisen

hier auf das was wir oben von historischer Schönfärberei und übelverstandenem Patriotismus sagten) — diese und ähnliche Redensarten werden, wir fürchten es, nicht im Stande sein die Welt von den alleinseligmachenden Eigenschaften jenes Systems zu überzeugen, dessen Verkörperung Herr Sporschil in der österreichischen Monarchie aufzufinden so glücklich gewesen ist.

Maria Theresia, Joseph und Erzherzog Karl — die drei populärsten Gestalten des österreichischen Herrscherhauses — in ihrem Leben und Wirken zu schildern, diese Aufgabe haben sich die Verfasser der unter 1—3 angezeigten Schriften gesetzt. Ueber die fromme Kaiserin und ihren Enkel, den Helden von Aspern, sind die Meinungen wohl einig, und bei Ersterer kann es sich nur darum handeln den vorhandenen reichen Stoff zu sichten und in ein die Volksüberlieferungen möglichst treu bewahrendes Charakterbild abzurunden; bei Letzterem aber, den Antheil welchen er an den großen Begebenheiten der Zeit genommen in das angemessene Licht zu stellen. Bei weitem schwieriger ist es dagegen den rechten Standpunkt zu gewinnen von dem Joseph II betrachtet werden muß; denn an ihm haben sich schon die verschiedensten Geister versucht ohne daß es ihnen gelang den Schlüssel zu seinem Wesen zu finden. Wir erinnern nur an die Auffassung Broughams der in Joseph bloß einen brutal zufahrenden Despoten, einen talentlosen Nachäffer Friedrichs II sieht, während Paganel* sein Urtheil über des Kaisers Streben in folgenden, freilich was die Gegenwart betrifft, zu optimistischen Worten zusammenfaßt:

---

* „Geschichte Josephs II, Kaisers von Deutschland, von Camille Paganel. Aus dem Französischen von Friedrich Köhler" (Leipzig 1844).

„In unsern Tagen lebt Oesterreich von denselben Ideen welche es von sich stieß; ganz von Josephs Geiste durchdrungen genießt es ein glückliches Gedeihen im Schatten seiner Reformen. Ein Staatsmann dem Niemand lange Erfahrung und hohes Ansehen abstreiten kann hat gesagt daß Joseph, indem er diesen heilsamen Keim dem Körper der Monarchie eingeimpft, ihn auf lange Zeit vor allen Revolutionen bewahrt hat."

In Oesterreich selbst hat die öffentliche Meinung ihren Ausdruck in den schönen Strophen gefunden mit denen der „Wiener Poet" „Sein Bild" begrüßt:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr ein solcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Das dankbare Volk hat ihm seine Fehler und Schwächen längst verziehen und erinnert sich bloß daß er es von seinen Drängern befreien wollte.

Herr Dr. Ramshorn hat nun, wenn gleich er seinem Gegenstande keine neue Seite abgewonnen, was er vielleicht auch nicht beabsichtigte, die vorhandenen gedruckten Quellen fleißig benutzt und das Ergebniß in fließender Rede dargestellt. Das Nämliche läßt sich von Dullers Arbeiten sagen, und wir können hier nur den Wunsch beifügen, unsere Landsleute möchten, statt sich durch die in inländischen Uebersetzungsfabriken mundrecht gemachten Erzeugnisse ausländischer Romanfabriken den Geschmack zu verderben, Büchern wie den vorliegenden rege Theil-

nahme schenken und dadurch zu neuen Strebungen auf diesem in Oesterreich verständigen Anbaues noch so sehr bedürftigen Gebiete ermuntern.

Von den beiden sich mit der Geschichte einzelner österreichischer Provinzen beschäftigenden Werken die wir unter Nr. 4 und 5 zusammengestellt haben wendet sich das eine, Jordans „Geschichte Böhmens", an ein Publikum das dem Eindringen in die Tiefen gelehrter Forschungen, selbst wenn ihm dabei ein Palacky als Führer zu Gebote steht, die weniger mühsame Aneignung ihrer Ausbeute vorzieht, zu der es auf den Wegen die es täglich zu betreten pflegt gelangen kann. Das „Handbuch der Geschichte Kärntens" hingegen ist mit allen Zuthaten geschmückt, ja überladen — wir bedauern bei einer so wahrhaft verdienstvollen Arbeit dieses Beiwort brauchen zu müssen —, auf denen das Auge des Kenners wohlgefällig ruht, während sie der Menge entweder ehrerbietige Scheu einflößen, oder zu spöttischem Lächeln Veranlassung geben. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine, die „Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" enthaltend, den Freiherrn von Ankershofen zum Verfasser hat, die andere aber welche die Geschichte des Landes bis auf unsere Tage fortführt, vom Consistorialkanzler des Bisthums Gurk, Heinrich Hermann, bearbeitet ist. Günstig für das ganze Werk stimmt schon die Pietät mit der Ankershofen in der Widmung und Vorrede seiner verewigten Lehrer und Gönner, der nach St. Paul in Kärnten übersiedelten vormaligen Mitglieder der berühmten Benediktinercongregation von St. Blasien im Schwarzwalde, Trudpert Neugart und Ambros Eichhorn, zweier um die Geschichte ihrer neuen

Heimat hochverdienten Männer, gedenkt, und die Bescheidenheit mit welcher er seine eigenen Leistungen der Nachsicht seiner Landsleute empfiehlt. Die Vorrede selbst liefert einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs, indem sie über die literarische Thätigkeit dieser eingewanderten Benediktiner und ihrer Mitbrüder ausführliche Nachrichten gibt, und es ist erfreulich aus ihr zu ersehen, was das dem Werke beigefügte Subscribentenverzeichniß bestätigt, daß in einer vom Mittelpunkte so entlegenen Provinz wissenschaftlichen Bestrebungen so wirksame Förderung zu Theil wird. Das Unternehmen der Herren von Ankershofen und Hermann ist nach jahrelangen Vorarbeiten begonnen worden und auf die würdigste Weise ins Leben getreten. Jede Seite des Buches legt von der Emsigkeit Zeugniß ab, mit der Alles gesammelt ward was auf den Gegenstand desselben auch nur den entferntesten Bezug hatte, und wir glauben nicht daß den Verfassern in der Geschichte ihrer Heimat irgend etwas von Belang entgangen ist. Diese Emsigkeit hat jedoch zu einem Uebelstande geführt der sich in der ersten Abtheilung auf störende Weise geltend macht und bei einem Handbuche doppelt auffällt. Wir meinen die Ueberladung mit Anmerkungen aller Art, Quellenstellen, Erläuterungen u. s. w., die so weit getrieben ist daß in den zwei ersten Heften die am Schlusse beigefügten Noten, zu denen noch unter dem Texte fortlaufende kommen, nicht weniger als 152 Seiten einnehmen, während der Text selbst nur 143 umfaßt. Geschichtforscher die zum ersten Male vor das größere Publikum treten, haben ohne Zweifel die Verpflichtung ihre Sachkenntniß durch Berufung auf die Quellen zu beurkunden; dabei müssen sie jedoch, wenn sie sich nicht die Rüge zuziehen wollen, daß

sie den Stoff zu bewältigen unvermögend gewesen, das Neue vom Bekannten, das Wesentliche von den Nebendingen zu sondern und überall das rechte Maß zu treffen wissen. Sie dürfen das was in den Hintergrund gehört, nicht mit übertriebener Genauigkeit ausmalen, und brauchen das Geräth dessen sie sich bei der Arbeit bedient nicht vor aller Welt auszustellen, um zu beweisen daß sie ihrer Kunst Meister sind. Hätte Herr von Ankershofen den Plan zu seinem Werke überhaupt weniger weitläufig angelegt — was soll z. B. in einem „Handbuche der Geschichte Kärntens" eine bis ins Einzelnste gehende Beschreibung des byzantinischen Hofes und Verwaltungssystems auf 20 Seiten Text mit 24 Seiten Anmerkungen? — so würde es ihm auch, davon sind wir überzeugt, nicht schwer gefallen sein, die Erzählung zu den Beweisstellen in ein richtigeres Verhältniß zu bringen.

Zum Schlusse möge uns noch verstattet sein, hier auszusprechen was uns und gewiß Viele denen die Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt schon lange schwer gedrückt hat. Vor 27 Jahren äußerten sich die wiener „Jahrbücher der Literatur":

„Um wie viel werden wir nicht dem hohen Ziele einer pragmatischen Staatsgeschichte des österreichischen Kaiserthums näher gekommen sein, wenn die historische Kritik in Herausgabe und Benutzung der Quellen, in Zusammenstellung der Materialien einzelner ständischen, geistlichen und wissenschaftlichen Körper, Städte, Comitate u. s. w. von 1818—1833 in eben der Stufenfolge fortrückt wie es (vorzüglich unter Begünstigung einer liberalern Censur und unter dem Vortritte der vaterländischen Journalistik) von 1803—1818 unleugbar geschehen ist?"

Wie wenig wir nun diesem Ziele über dem ein höheres ragt, näher gekommen sind, wurde im Laufe dieser Besprechung anzudeuten versucht. Wer trägt die Schuld? Andere Regierungen verwenden jährlich beträchtliche Summen auf die Förderung würdiger Bestrebungen im Fache der Geschichte: die französische z. B. schickt Gelehrte auf Reisen, läßt Urkunden sammeln, bedeutende Werke veröffentlichen, unterhält eine Ecole des chartes u. s. w. Was thut die österreichische die ganz eigentlich den Staat vertritt? Die Ernennung eines Ausländers, über den man das mildeste Urtheil fällt, wenn man sagt daß er einem Extrem angehört, zum Hofhistoriographen zeigt klar genug welchen Werth sie diesen Dingen beilegt. Sie gestattet auf dem Gebiete derselben nicht einmal den freien Spielraum, der sogar an der Newa zugestanden wird, und wir zweifeln daß es einem österreichischen Geschichtschreiber erlaubt würde Ferdinand einen Jesuitenknecht zu nennen, wie ein Russe Iwan einen Tyrannen nennen darf. Diesen hemmenden Einflüssen gegenüber hat der Einzelne, hat die Journalistik allerdings einen schweren Stand; aber dennoch bleibt ihnen Raum genug auf dem sie sich behaupten und allmälig ihre Wirksamkeit ausdehnen können. Was hindert z. B. die an geistigen und materiellen Mitteln so reichen österreichischen Stifter, St. Florian, Melk, Kremsmünster, Göttweih u. s. w. an der Spitze, gemeinschaftlich eine Zeitschrift für Geschichtforschung zu gründen, großartige Quellensammlungen zu veranstalten u. s. w.? In ihrer Mitte sind alle Kräfte dazu vorhanden, und wenn die Nachfolger der Bessel und Klein, der Petz und Hanthaler mit uneigennütziger Hingebung in die Fußstapfen dieser ehrwürdigen

Männer treten, dann werden, hoffen wir, vielleicht auch die Nachfolger der Sinzendorf, der Eugen und Kaunitz ihre Aufgabe besser begreifen.

Die Reform des österreichischen Schulwesens.

„Riesin Austria" hat endlich ihre Fesseln abgeschüttelt; die Ammenlieder mit denen man sie in Schlummer zu lullen suchte sind verstummt, und lebensmuthig dehnt sie die kräftigen Glieder. Mit raschem Schritt betritt sie eine neue Bahn und strebt in edlem Wetteifer mit verschwisterten Nationen dem schönen Ziele zu das Glück der Welt durch Freiheit und Verbrüderung zu verbürgen. Ja, das Glück der Welt; denn der Egoismus der Völker wird verschwinden vor der Solidarität die sie bereits unter einander zu verknüpfen beginnt, er wird verschwinden, je gleichartiger sie einander durch politische, sittliche und geistige Bildung werden. Schon hat sich durch die Preßfreiheit vom Tejo bis zur Weichsel, von der Tiber bis zu den Ufern des Eismeeres eine großartige Schule wechselseitigen Unterrichts aufgethan durch die jede Eroberung auf dem Gebiete des Wissens mit Blitzesschnelle zum Gemeingut wird; überall sind die Schranken des geistigen Verkehrs niedergerissen (möchte der materielle bald eben so wenig gehemmt sein!), überall ist den Gedanken der freieste Austausch vergönnt und der Intelligenz ein unermeßlicher Spielraum eröffnet. Jedes Volk schickt sich an diesen Spielraum nach Kräften zu benutzen — was wird Oesterreich thun? Es muß vor Allem trachten das enge politische Band welches seine Völker fortan

mit Deutschland vereinigt auf dem geistigen Gebiete gleich fest zu knüpfen. Es muß nicht bloß die Presse, sondern auch die Schule befreien: eine Aufgabe die sich freilich nicht mit ein paar Decreten abthun läßt, sondern eine lange Reihe umgestaltender Maßregeln erfordert, die nur aus einem schöpferischen, staatsmännischen Geiste entspringen können, aus einem Geiste der sich bei der öffentlichen Meinung Raths erholt und willig annimmt was die Feuerprobe der reifsten und ungebundensten Erörterung bestanden hat; nicht aber aus dem Dunkel der Kanzleien. Was diese zu Tage fördern, ersieht man abermals aus der traurigen Mißgeburt die unter dem Namen eines „neuen Studienplans" unlängst das Licht der Welt erblickte. Zum Glück noch als bloßes Project, das die Märzidus schwerlich lange überleben wird. Oesterreich verträgt keinen jesuitischen Kohl mehr, auch den doppelt aufgewärmten nicht; es verlangt nach frischer, gesunder Speise und wer sie ihm am ersten und freigebigsten darreicht, erwirbt sich um seine Wiedergeburt die größten Verdienste.

Der Verfasser dieser Zeilen gehört nicht zu den Reformern die wie Pilze über Nacht aufschießen, nachdem der befruchtende Gewitterregen einer Revolution die Atmosphäre abgekühlt hat. Er bricht nicht heute über das den Stab was er gestern gelobt, er beschimpft nicht was er gestern beräuchert oder mit stummer Unterwürfigkeit verehrt hat. Er hat das System zu dessen schlimmsten Sünden gerade die Verwahrlosung des Schulwesens gehörte, seit zehn Jahren bekämpft, darum darf er wohl jetzt da dieses System an der Klippe des öffentlichen Unwillens dem es in hochmüthiger Verblendung Trotz bot, schmählich zerschellt ist, in dem „Denkerparlament" das

die neue Ordnung der Dinge entwerfen und begründen wird ein bescheidenes Plätzchen für sich in Anspruch nehmen. Für den Zweck den er verfolgt scheinen ihm folgende Andeutungen zu genügen.

In Staaten wo das Gesetz der Selbstthätigkeit der Bürger nur die durch das allgemeine Wohl unumgänglich gebotenen Beschränkungen auferlegt, sind diese berechtigt und verpflichtet für den Unterricht der Jugend zu sorgen. Tritt da eine Anzahl Familienväter zusammen um für ihre Kinder Schulen zu errichten, begründen da Gemeinden oder andere Vereine Lehranstalten zu bestimmten Zwecken, so darf ihnen das Niemand wehren, und dem Staate ist nur die Befugniß eingeräumt das ihm im Allgemeinen zustehende Oberaufsichtsrecht auch auf diese Anstalten auszudehnen. Dabei bleibt es ihm unbenommen zur Förderung eigentlicher Staatszwecke Unterrichtsinstitute zu errichten, z. B. militärische Akademien, nautische Schulen u. s. w. Auf solche Weise sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England und Belgien sogar Universitäten zu Stande gekommen ohne daß der Staat, d. h. die Gesammtheit der Bürger, sich im geringsten dabei betheiligt hätte. In Oesterreich verhielten sich die Dinge bisher gerade umgekehrt: hier hat der Staat, d. h. die Regierung, der Privatthätigkeit der Bürger nur jenen Raum frei gelassen den er selbst nicht auszufüllen vermochte; er hat sich daher auch zum Oberschulherrn gemacht und ein Staatsschulwesen begründet das, was die von oben herab bis in die kleinsten Einzelheiten sich verzweigende Bevormundung betrifft, nur in Rußland seinesgleichen sucht. Man könnte ihm diese Usurpation verzeihen, wenn sie zum Heile des Ganzen ausgeschlagen wäre. Allein die Erfahrung beweist nur

zu deutlich das Gegentheil. Der Ruf nach Verbesserung des Schulwesens erhebt sich seit Jahren mit solcher Stärke und ist in der letzten Zeit mit solcher Einstimmigkeit laut geworden, die Mängel des bestehenden Systems sind schon so vielfach und mit solcher Sachkunde gerügt worden daß die dringende Nothwendigkeit einer Reform von Niemand mehr bestritten wird. Bloß darüber waren die Meinungen verschieden wie weit sie gehen soll: im gegenwärtigen Augenblicke läßt sich jedoch die Nothwendigkeit kaum bezweifeln die neuen Schuleinrichtungen in Oesterreich den deutschen so weit anzupassen als sich dieß mit den Localverhältnissen nur irgend verträgt. Damit sei keineswegs sclavische Nachahmung gemeint, um so weniger als auch im außerösterreichischen Deutschland noch eine Menge Verbesserungen wünschbar sind. Führt nur zuerst das als gut Erprobte ein: das Bessere wird von selbst nachfolgen.

Das österreichische Volksschulwesen, dem zuweilen einiges, freilich sehr bedingtes Lob gespendet wird, charakterisirt sich am besten durch die Thatsache, daß im ganzen Lande kein Schullehrerseminarium vorhanden ist. Die Protestanten in Ungarn, die Juden in Galizien u. s. w. haben Lehrinstitute für Schulcandidaten ihrer Confession errichtet; die katholische Bevölkerung der Erbstaaten hingegen besitzt keine einzige Anstalt dieser Art. Die Stelle derselben vertritt der pädagogische Unterricht, gewöhnlich „Präparandencurs" genannt, der den Schulamtscandidaten an den Hauptschulen durch drei, an den Normalschulen durch sechs Monate ertheilt wird. Wie ungenügend eine solche Vorbereitung ist, deren Ergebniß nichts als oberflächliche Abrichtung sein kann, ergibt sich von selbst. Die Errichtung von Schullehrerseminarien deren

jede Provinz eines zählen sollte, ist daher, wenn man die Volksbildung heben will, dringendes Bedürfniß. Hand in Hand damit muß die Ausarbeitung neuer Lehrmittel und die Erweiterung des Lehrstoffs gehen, in den namentlich das Singen aufgenommen werden sollte. Die Zahl der Hauptschulen die in Oesterreich vorstellen was man anderswo Secundar-, Bezirks-, Mittel-, Bürgerschulen u. s. w. heißt, muß vermehrt werden und zwar in dem Maße daß auch der Sohn des weniger bemittelten Landmanns Gelegenheit bekommt sich in denselben zu bilden. Unumgängliche Vorbedingung aller Reformen auf diesem Gebiete ist jedoch eine unabhängigere Stellung der Lehrer sowohl in Beziehung auf ihren Gehalt als der Geistlichkeit gegenüber. Ersterer sinkt zuweilen unter 100 Gulden C. M. herab: eine erbärmliche Löhnung die überall auf das Minimum von 300 Gulden erhöht werden sollte, die auf dieses Minimum erhöht werden muß wenn das Wort Reform nicht ein leerer Schall bleiben soll. Allein nicht bloß die ökonomische Lage des Lehrers muß verbessert, es muß auch seine Würde erhöht werden. Wer die an Dienstbarkeit grenzende Unterordnung kennt in der sich der Landschullehrer dem Geistlichen gegenüber befindet, wird verstehen was hier gemeint ist. Der Einfluß des Klerus auf die Schulen muß daher beschränkt, jener der Gemeinden vermehrt werden. Man kann darüber in Zweifel sein ob das Schulwesen zu den Staats- oder zu den Gemeindesachen gehöre, gewiß ist aber, daß es, den Religionsunterricht ausgenommen, nicht Sache der Geistlichkeit ist.

So wie es an Schullehrerseminarien fehlt, so ist auch für Ausbildung von Lehrern für die höhern Unterrichtsanstalten sehr ungenügend gesorgt. Es gibt

keine philologischen Seminare, und die Anstellung von „Adjunkten", welche an einigen Gymnasien stattfindet, kann diesen Mangel unmöglich ersetzen. Er ist allerdings weniger fühlbar, so lange die Mehrzahl der Gymnasien mit Ordensgeistlichen besetzt ist; aber gerade dies ist ein Uebelstand dem bald wird abgeholfen werden müssen. In einem so überwiegend katholischen Lande wie Oesterreich geht es freilich nicht an Geistliche von der Bewerbung um Lehrstellen auszuschließen; doch darf ihnen dort wo man den Fortschritt aufrichtig will, ebenso wenig ein Monopol auf dieselben eingeräumt werden. Dieses sollte sich nirgends weiter erstrecken als auf den Religionsunterricht; um alle übrigen Lehrämter, die Präfectenstellen eingerechnet, sollten sich an allen Gymnasien geistliche und weltliche Candidaten ohne Unterschied bewerben dürfen. Dabei müßte den Abteien die bisher eine ziemlich große Zahl Gymnasien ausschließlich mit ihren Mitgliedern besetzten die Verpflichtung auferlegt werden, die neuangestellten Lehrer aus dem Laienstande aus ihrem eigenen Vermögen zu besolden. Das System der „Concurse" könnte, mit der Beschränkung daß in geeigneten Fällen Berufungen einträten, beibehalten werden; dagegen müssen an die Stelle der seit 1818 eingeführten Klassenlehrer nothwendig wieder Fachlehrer treten. Vielleicht wäre es auch zweckmäßig die Präfecten durch Rectoren zu ersetzen welche die Lehrer auf eine bestimmte Zahl von Jahren aus ihrer Mitte wählten. Die dadurch bewirkte Ersparniß ließe sich dazu verwenden die Besoldungen der Lehrer zu verbessern, die schon längst als zu gering erkannt sind.

Die Mängel der an den österreichischen Gymnasien eingeführten Schulbücher machen die Abfassung neuer,

denen die in Deutschland und in einigen Kantonen der Schweiz üblichen zum Grunde gelegt werden könnten, dringend nothwendig. Ebenso muß die Zahl der Lehrgegenstände, daher auch der Lehrstunden vermehrt, die Anordnung der erstern verbessert, und in den Kreis derselben Singen und Turnen, Naturgeschichte und Naturlehre sammt einer fremden lebenden Sprache aufgenommen werden. Was letztere betrifft, wären vorzüglich die im Kaiserstaate herrschenden Zungen je nach den örtlichen Verhältnissen zu berücksichtigen, jedoch so daß der bisher sehr vernachlässigte Unterricht in der Landessprache, der jetzt wo ein öffentliches Leben sich entwickelt doppelt wichtig ist, stets die Hauptsache bliebe. Die Zahl der Gymnasien braucht keineswegs vermehrt, sie sollte eher vermindert, dagegen aber die der Unterrichtsanstalten für artistische, technische, industrielle, ökonomische Zwecke u. s. w. vergrößert werden. Die Errichtung solcher Anstalten ist zunächst für Kärnten, Krain und Tirol, Mähren und Schlesien Bedürfniß, wo es gänzlich daran fehlt.

Zwischen Gymnasien und Universitäten sind in Oesterreich die Lyceen und sogenannten philosophischen Lehranstalten eingeschoben, Institute deren Nutzen sehr zweifelhaft ist. Wenigstens ließe sich der philosophische Curs leicht beseitigen, wenn dafür der Gymnasialunterricht auf sieben Jahre ausgedehnt und der Kreis des Universitätsstudiums erweitert würde. Dieses bedarf ja ohnehin eine vollständige Umwandlung im Geiste unserer nach umfassendem und selbständigem Wissen strebenden Zeit. Die Universitäten dürfen nicht länger Abrichtungsanstalten für Kirchen- und Staatsbeamte bleiben, sie müssen wieder werden was sie einst auch in

Oesterreich waren: Centralpunkte für das geistige Leben. Vor Allem muß daher der Zwang aufhören welcher bisher Lehrern und Lernenden gleich enge Grenzen setzte. Jene dürfen nicht länger an Schulbücher gebunden, es muß ihnen das ganze Gebiet der Wissenschaft zu freiester Forschung, Erörterung und Darlegung eröffnet werden. Um taugliche Candidaten in genügender Anzahl heranzubilden, werde die Befugniß an den Universitäten Vorlesungen zu halten Keinem verweigert der seine wissenschaftliche Befähigung hinreichend darzuthun im Stande ist. So werden Pflanzschulen entstehen die mehr Bürgschaften bieten als das System der Concurse, welches auf Lehrstellen an Universitäten angewendet dem Zwecke und der Würde dieser Anstalten durchaus widerspricht. Die erledigten Lehrämter müssen also fortan durch Beförderung verdienter Privatdocenten oder durch Ruf besetzt werden, der im Interesse der Wissenschaft auch an nichtösterreichische Gelehrte ergehen soll. Ueberhaupt muß die Scheidewand zwischen österreichischen und auswärtigen, namentlich deutschen Universitäten ganz fallen. Was man unter Lernfreiheit zu verstehen pflegt, darf sich nicht bloß auf erstere erstrecken, es muß im weitesten Umfange verwirklicht werden. Strenge Abiturienten- oder Maturitätsprüfungen und noch strengere Staatsprüfungen — welche die große Zahl der bis jetzt noch üblichen Semestral- und Jahresprüfungen an den Hochschulen entbehrlich machen — schützen gegen jeden Mißbrauch und geben zugleich diejenige Garantie deren der Staat bedarf um sich unfähiger Beamten zu erwehren.

Geht man die einzelnen Facultäten durch, so stößt man überall auf bedeutende Lücken. Am meisten entsprechen den Bedürfnissen vielleicht die theologische und

die medicinische Facultät: die staatswissenschaftliche und die philosophische hingegen sind höchst mangelhaft bestellt. So fehlen z. B. an jener Lehrstühle für Nationalökonomie, Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie, deutsches Recht — constitutionelles Staatsrecht nicht zu erwähnen das nunmehr hoffentlich auch in Oesterreich seine volle Geltung erlangen wird. An der philosophischen Facultät ist für Philosophie selbst und dann für Geschichte am schlechtesten gesorgt; ebenso stiefmütterlich behandelt ist deutsche Sprache, Beredsamkeit und Literatur sowie classische Philologie: Studien die jetzt nothwendig in den Vordergrund treten müssen wenn die geistige Wiedergeburt vollendet werden soll. Hand in Hand damit sollte aber auch sorgsamere Pflege der übrigen Landessprachen gehen, namentlich der slawischen Dialekte, auf deren Wichtigkeit wohl nicht näher hingewiesen zu werden braucht.

Daß bei Lernfreiheit an die Stelle des Schulgeldes Honorirung der Vorlesungen zu treten hat, versteht sich von selbst. Ebenso wenig verträgt sich mit dieser Freiheit die ängstliche Bevormundung der die Studirenden bisher unterworfen waren. Es muß ihnen die Befugniß eingeräumt werden wissenschaftliche oder gesellige Vereine zu bilden: eine Befugniß welche die sittliche und geistige Ausbildung weit besser fördert als jeder polizeiliche Zwang. Dagegen darf sich die akademische Gerichtsbarkeit, ein Institut das in unserer Zeit, wo die Freiheit zum Gemeingut wird, nicht mehr die frühere Bedeutung hat, bloß auf solche Fälle erstrecken die nicht in den Wirkungskreis der ordentlichen Gerichte gehören, also z. B. auf Vergehen die durch akademische Disciplinarstrafen gesühnt werden.

Der Kaiserstaat zählt oder zählte vielmehr neun Universitäten, nämlich in Wien, Prag, Pesth, Lemberg,

Padua, Pavia, Gratz, Innsbruck und Olmütz. Die zwei letztgenannten, welche erst seit zwanzig Jahren bestehen, könnten ohne Nachtheil aufgehoben werden; ein Loos das noch einige andere Anstalten treffen sollte. Namentlich bezeichnen wir als zur Aufhebung geeignet: 1) Die medicinisch-chirurgische Josephsakademie in Wien, welche mit der dortigen medicinischen Facultät verschmolzen werden sollte, eine Maßregel mit der zugleich die Errichtung einer vollständigen medicinisch-chirurgischen Facultät an der Universität Gratz zu verbinden wäre. 2) Die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester zu Wien, die ihr Dasein dem bekannten Bischof Frint verdankt, und in Oesterreich ungefähr das Nämliche vorstellt was für Deutschland das Collegium germanicum in Rom. Wünschen die Bischöfe talentvollern jungen Geistlichen eine umfassendere wissenschaftliche Ausbildung zu geben als sie an den theologischen Lehranstalten der Provinzen erhalten können, so steht es ihnen ja frei ihnen dieselbe an den theologischen Facultäten österreichischer oder auswärtiger Universitäten ertheilen zu lassen. 3) Die höhere theologische Lehranstalt für augsburgische und helvetische Confessionsverwandte in Wien, an deren Stelle eine protestantisch-theologische Facultät an der Universität Wien errichtet werden sollte. 4) Die Theresianische Ritterakademie zu Wien „für adelige Jünglinge die zu politischen Staatsdiensten gebildet werden sollen". Von Joseph II aufgehoben, ungeachtet zu ihren Zwecken auch die allmähliche Germanisirung oder Verwienerung des ungarischen Adels gehörte (wie trefflich ihr dies gelang, beweisen die neuesten Ereignisse), wurde sie auf Antrieb des Grafen Saurau von Franz I wiederhergestellt. Es bedarf wohl keines Beweises daß in einem Staate wie Oesterreich

jetzt einer werden will abgesonderte Erziehung des Adels zu den Anachronismen gehört, die verschwinden müssen, wenn die neue Zeit ihr Recht behaupten soll. Zur Aufhebung reif ist daher auch 5) die Theresianische Ritterakademie zu Innsbruck, welche gegenwärtig unter der Leitung der Gesellschaft Jesu steht. Ueber diese Worte zu machen scheint dem Verfasser dieses Aufsatzes um so überflüssiger als er seine Ansichten über den Orden bereits zu einer Zeit ausgesprochen hat wo derselbe sich dem Apogäum seiner neuerrungenen Macht zu nähern schien. Endlich sollten das Polytechnische Institut zu Wien, das Technische Lehrinstitut zu Prag und das Ständische Joanneum zu Grätz der für die Zwecke welche ihnen vorschweben nachtheiligen Absonderung entrissen, und mit den Universitäten in den genannten Städten vereinigt werden, so daß sie an denselben eigene technische Facultäten bildeten.

Daß so umfassende Reformen wie die hier angedeuteten nicht ohne beträchtlichen Aufwand von Geld und Geist ins Werk gesetzt werden können, darf von ihrer Durchführung nicht abschrecken. Die beim Militär- und Polizeiwesen, bei der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, vielleicht auch beim Hofstaate beabsichtigten Ersparnisse werden einen Theil der Mittel liefern; überdies wird sich, davon sind wir überzeugt, der Klerus zur heiligen Pflicht machen ein so löbliches Unternehmen zu fördern. Der Staat kann seine Hülfe auf mancherlei Weise in Anspruch nehmen; am angemessensten ist es aber ohne Zweifel, wenn ihm der Klerus selbst einen Theil der Kirchengüter zur Verfügung stellt.

Der Ueberschuß dieser Kirchengüter ließe sich zu Schulzwecken verwenden, ohne daß die gegenwärtigen

Pfründenbesitzer beeinträchtigt würden. Ihre Nachfolger hätten aber nicht das geringste Recht sich zu beklagen, wenn ihnen statt der bisherigen Einkünfte solche angewiesen würden die mit den Besoldungen anderer nicht minder nützlicher Staats- und Kirchendiener in richtigerem Verhältnisse ständen, und ihnen zugleich die Möglichkeit gewährten sich ganz ihrem hohen Berufe zu widmen, während sie jetzt so viel Zeit und Mühe auf die Verwaltung ihrer Güter verwenden müssen. Auch könnte der Ertrag erledigter Pfründen deren Besetzung sich ohne Nachtheil für den Kirchendienst verschieben läßt zu gleichem Zwecke benutzt und zu demselben Behufe die Aufhebung einiger Abteien beschlossen werden, deren Mitgliedern der Uebertritt in den Weltpriesterstand oder in andere Klöster des nämlichen Ordens freigestellt würde. Wenn man bedenkt daß das Einkommen des Primas von Ungarn 400,000 — 500,000, das des Erzbischofs von Olmütz 200,000 — 300,000 Gulden C.-M. beträgt, und daß es eine nicht geringe Zahl von Bisthümern und Präbenden gibt die jährlich 10,000 — 100,000 Gulden C.-M. abwerfen, so wird man sich leicht überzeugen daß es sich hier um keine Beraubung der Kirche, sondern bloß um eine angemessenere, und wir wiederholen es, ohne Beeinträchtigung der gegenwärtigen Nutznießer durchzuführende Verwendung jenes Ueberschusses handelt, den sie gar wohl entbehren kann. Endlich werden auch die Bürger selbst Reformen im Schulwesen gerne durch energische Mitwirkung unterstützen, wenn ihnen auf die Verwaltung desselben der gebührende Einfluß eingeräumt und die Umgestaltung von Männern angebahnt wird, denen sie ihr Vertrauen schenken können.

Bisher lag die oberste Leitung des gesammten Un-

terrichtswesens (mit wenigen Ausnahmen) in den Händen der k. k. Studienhofkommission, die unter dem Präsidium des obersten Kanzlers der vereinigten Hofkanzlei elf Beisitzer zählte, von denen fünf dem geistlichen Stande angehörten. Unter dieser Hofstelle wirkten die Landesstellen in den Provinzen, und die Kreisämter in Verbindung mit den bischöflichen Consistorien und den ausschließlich aus Geistlichen bestehenden Districts- und Localschulaufsehern (denn der bei Landschulen aus, aber nicht von der Gemeinde gewählte Ortsschulaufseher kommt kaum in Betracht). Es ist einleuchtend daß hier eine Aenderung statt finden muß. Ein plötzlicher Uebergang von gänzlicher Centralisation zur Emancipation des Schulwesens ist allerdings nicht ausführbar, der Staat sollte jedoch letztere auf alle Weise zu beschleunigen suchen und die neue Verwaltung in diesem Geiste ordnen. Dort wo die Bildung der Bevölkerung noch nicht weit genug vorgerückt, die Theilnahme für die Schule noch nicht lebendig genug ist, wird er den Wirkungskreis seiner Organe ausdehnen, jedoch stets darauf hinarbeiten müssen, daß die Selbstthätigkeit der Bürger möglichst geweckt werde. Wo diese aber einer solchen Bevormundung oder Ueberwachung nicht mehr bedürfen, da sollte sie ihnen auch nicht aufgedrungen, da sollte der Einfluß der Bureaukratie auf das kleinste Maß beschränkt, und was diese bisher ausschließend besorgte, von den Bürgern und aus ihrer Mitte gewählten Gemeinde-, Bezirks- und Provinzialschulbehörden zur Verwaltung übertragen werden. Bis jedoch der natürliche Zustand der Dinge sich überall Bahn gebrochen hat, stelle der Staat an die Spitze des Unterrichtswesens einen verantwortlichen Minister, und gebe ihm die Vertreter des Volks und die

öffentliche Meinung zur Controle. Ist er tüchtig, kräftig und in der edelsten Bedeutung des Wortes freisinnig, so wird er in einem Tage mehr leisten als irgend ein unbehülfliches Beamtencollegium in einem Jahrzehnd. Und um das doppelte Unrecht zu sühnen das eine treulose Staatskunst beging, indem sie zur Beförderung ihrer dem Throne und dem Volke gleich verderblichen Zwecke feile Werkzeuge aus dem Auslande holte und dieses mit geheimen Sendlingen überschwemmte — um dieses Unrecht zu sühnen und zugleich das Bruderband zwischen Oesterreich und Deutschland fester zu knüpfen, berücksichtige der Staatsmann dem eine so erhabene Aufgabe zufällt bei der Wahl seiner Gehülfen nur das Verdienst und die Brauchbarkeit, nicht aber das Geburtsland, und sende statt hinterlistiger Späher Boten des Friedens über die Grenzen um die nachahmungswürdigsten Einrichtungen anderer Staaten nach der Heimat zu verpflanzen.

Januskköpfe.

Tu felix Austria nube, und A. E. I. O. U. d. h. Austriae est imperare orbi universo, waren die beiden Denksprüche womit man jenes Reich zu grüßen pflegte in dessen Grenzmarken einst die Sonne nicht unterging. Jetzt sind die Morgengaben der glücklichen Heiraten denen Oesterreich seine Größe hauptsächlich zu danken hatte, fast alle verschwendet, und die Erben Karls V stehen am Rande des Bankerottes. Die Wege zu verfolgen welche sie einschlugen um zu einem solchen Ziele zu gelangen, wäre eines Geschichtschreibers würdig, wie ihn das sin-

kende römische Reich an Gibbon fand — wir müssen uns hier darauf beschränken bloß die nächsten Ursachen zu entwickeln, die einen Staat der sich unter den Stürmen von sechs Jahrhunderten immer mehr zu befestigen schien, einen Staat der dem siegreichen Schwerte des Revolutionskaisers so erfolgreich Trotz bot, in unsern Tagen seiner gänzlichen Auflösung entgegenzuführen drohen. Es wird sich daraus von selbst ergeben welche Stützen ihm noch bleiben, und ob er Lebenskraft genug besitzt um die jetzige Krise zu überstehen.

Diese Krise ist die dritte mit der Oesterreich seit einem Jahrhundert zu kämpfen hat. Jetzt ist nämlich gerade ein Jahrhundert abgelaufen, seit der aachener Friede das gefährdete Dasein der Monarchie auf neuer Grundlage befestigte und der heldenmüthigen Tochter des letzten Habsburgers ihr Erbe um den Preis schmerzlicher, aber unvermeidlicher Opfer verbürgte. Auch damals stand Oesterreich am Rande des Abgrundes — von einer Schaar beutelustiger Feinde umringt, die einen Friedrich II an der Spitze hatten, ohne Heer und ohne Geld schien es dem Untergang verfallen: da erscholl das Moriamur pro rege nostro der tapfern und treuen Ungarn, das Losungswort zu begeisterter Hingabe für eine bedrängte und verrathene Frau — und die Monarchie war gerettet. Aber sie durfte, um zu gedeihen, nicht wieder in die alte Lethargie zurücksinken: deßhalb betrat Maria Theresia mit festem Schritt die Bahn der Reformen, und suchte, was ihr Reich an Umfang verloren hatte, durch Entwicklung der innern Kräfte desselben zu ersetzen. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß die Kaiserin bei aller Frömmigkeit die sie beseelte, durchaus kein Bedenken trug der Uebermacht einer Kirche die seit der gewaltsamen

Unterdrückung der reformatorischen Bestrebungen das Gewissen der österreichischen Regenten und durch sie den Staat fast unumschränkt beherrscht hatte, engere Grenzen zu ziehen. So fand daher ihr großer Sohn den Boden schon gelockert auf dem er säen wollte — und vereitelte auch die fieberische Ungeduld die ihn der Zeit vorzugreifen trieb, manche seiner besten Absichten, mußte er auch den Bau den er zu hastig aufgeführt, zur Hälfte noch selber niederreißen, so verehrt ihn doch das dankbare Vaterland als den Schöpfer alles Großen und Guten, und das Volk erblickt in ihm das Symbol einer bessern Zukunft. In der That läßt sich fast Alles was in Oesterreich bisher das Gepräge des Fortschritts trng, auf Joseph II zurückführen. Er entfesselte die Leiber, die Geister und die Gewissen, indem er die Leibeigenschaft aufhob, den Preßzwang beseitigte und allgemeine Duldung verkündete. Er vereinfachte die Verwaltung, regelte das Finanzwesen, verbesserte die Schulen und brachte die Gesetze mit dem Geiste des Zeitalters in Einklang. Von dem Grundsatze durchdrungen, daß der Regent der erste Diener des Staates sei, ging er überall mit seinem Beispiele voran. Die Sparsamkeit welche er in allen Zweigen des Staatshaushaltes zu sehen wünschte, übte er zuerst an seinem Hofe — so setzte er, um nur einen Fall anzuführen, die Ausgaben für die kaiserliche Küche auf 12,000 fl. herab, während früher für Petersilie allein jährlich 4000 fl. angerechnet worden sein sollen. Die Thätigkeit welche er von den Beamten forderte, machte er sich selber zur Pflicht, indem er sein ganzes Leben dem Volke widmete das er zu sich empor heben wollte. Das Licht dem er überall den Eingang öffnete, scheute er für seine eigenen Handlungen nicht, indem er auch die gröb-

sten, gegen seine Person gerichteten Schmähschriften ungeahndet ließ, und sich nicht scheute der öffentlichen Meinung gegenüber die Verantwortlichkeit für seine Herrscherthaten zu tragen. Wie er seinen Beruf auffaßte, darüber legen seine Briefe das schönste Zeugniß ab. „Ich habe" — schrieb er an einen Freund, denn Joseph besaß Freunde — „ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen; mir Mühe gegeben das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sei; daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen die ich mir vorgesetzt habe; und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeiten von solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte..." „Wenn ich", fährt er fort, „unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt sei mein Diadem mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage, und der Wunsch: Nicht zu sein, diejenige meiner Empfindungen sein, die sich unwillkürlich meinem Geist darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt, und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen, und prüfen, auch beurtheilen wird was ich für mein Volk gethan."

Dieses Vertrauen auf die Nachwelt hat den edlen Kaiser nicht getäuscht: von der Poesie gefeiert, von der Geschichte den größten Männern aller Jahrhunderte beigesellt, steht er da, zwar nicht als leuchtendes Vorbild für die Zukunft — denn die Zeit der selbstregierenden Monarchen ist auch in Oesterreich vorüber — aber als der erste gekrönte Apostel und Märterer der neuen Ideen. „Ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe" — mit diesem Schmerzensruf schloß er eine Laufbahn die ihm statt des verdienten Siegerkranzes die Dornenkrone des Hasses und der Verfolgung aufs Haupt gedrückt hatte. Noch auf dem Sterbebette sah er sich gezwungen einige seiner Maßregeln zu widerrufen, und als er verschieden war, ließen sich's die neuen Gewalthaber wetteifernd angelegen sein die Völker um ihr heiliges Erbe zu verkürzen. Der philosophische Leopold der sich in Italien an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt hatte, lenkte als Nachfolger seines Bruders auf dem Kaiserthrone wieder in die alten Geleise ein, indem er dadurch den von Frankreich her eindringenden, die Throne gefährdenden Lehren am sichersten den Weg abschneiden zu können wähnte. Allein er verfuhr dabei mit vieler Mäßigung; und wenn er auch rückwärts ging, so sprengte er doch nicht mit verhängtem Zügel der Vergangenheit zu. Sein Nachfolger hingegen fiel gleich beim Regierungsantritt einer Rotte Oligarchen in die Hände die das Schreckbild einer Verschwörung vor ihm aufsteigen ließen und seine politische Gespensterfurcht ebenso ausbeuteten wie gleichzeitig die wöllner-bischoffswerder'sche Camarilla die abergläubische Sinnlichkeit des schwachen Erben Friedrichs des Großen. Franz II begriff es sein Lebtage nicht daß es kein wirksameres Mittel gibt um Revolutionen zu verhindern, als

Reformen. Alles Neue war ihm schon deshalb zuwider, weil es neu, und gegen das Wort Constitution hegte er solchen Abscheu, daß er seinem ärztlichen Günstling Stifft verbot sich desselben zu bedienen um die Leibesbeschaffenheit zu bezeichnen. Totus mundus stultizat et vult habere constitutiones, erwiederte er einst einer ungarischen Deputation deren Mitglieder von diesem Ausspruche ihres constitutionellen Königs gewiß sehr erbaut waren. Ebenso wenig wollte er von Völkern etwas hören: er wußte nur von Unterthanen, und schon der bloße Name Staatsbürger erschien ihm als revolutionär. Welche Ueberwindung mußte ihm bei solchen Gesinnungen der Versuch kosten die geistige Energie dieser Unterthanen, welche bisher systematisch unterdrückt worden war, wieder zu beleben, als es galt mit dem übermächtigen Korsen den Kampf um die Existenz zu kämpfen? Allein die Nothwendigkeit alle Kräfte zusammenzuraffen um die gefährliche Krise zu überstehen, drängte zu gewaltig. Es ward daher den Geistern freierer Spielraum gestattet und der Grundsatz verkündet daß fortan „keinem Lichtstrahl, er komme woher immer, der Zugang verwehrt werden solle.“ Man nahm jedoch, was man mit einer Hand gab, mit der andern wieder zurück — und als die Unterthanen sich als Volk zu fühlen begannen und die Fesseln der Fremdherrschaft auf eigene Faust zu brechen Miene machten, wollte man sich lieber dem Despoten in die Arme werfen als sein Heil einem solchen Aufschwunge verdanken. „De toutes les chances“ — schrieb das österreichische Cabinet im Jahre 1813 — „les plus funestes et les plus opposées aux sentiments personnels de l'Empereur d'Autriche sont celles qui tendent à dissoudre les liens sacrés entre les sou-

verains et les peuples, et placent, ainsi que la Prusse en offre en ce moment l'exemple, le souverain à côté de son peuple . . ." Es ist nicht zu läugnen daß den Kaiser von Oesterreich in diesem Punkte ein autokratischer Instinkt leitete; denn es war sicher eine Inconsequenz sondergleichen, daß man ein Volk welches man einmal zu selbstthätiger Mitwirkung aufgefordert und dadurch als gleichberechtigt anerkannt hatte, im nächsten Augenblicke wieder für unmündig erklärte. Dieß geschah in Preußen, wo man die in der Stunde der Gefahr gethanen Versprechungen unter den nichtigsten Vorwänden umging und die Kämpfer von Lützen und Bautzen, von Leipzig und Waterloo, die der bureaukratischen Bevormundung entwachsen zu sein glaubten, zu Demagogen und Aufrührern stempelte, einkerkerte und verbannte. In Oesterreich hatte man nichts versprochen, wenigstens keine politischen Rechte: hier konnte man also ohne Wortbruch auf den alten Bahnen fortwandeln, und was etwa durch die Ungunst der Zeiten aus den Fugen gegangen war, wieder zusammenkitten. Dieses Kitten und Flicken, dieses Restauriren und Conserviren machte man sich fortan zum Hauptgeschäft; und ging man auch nicht so weit wie der Kurfürst von Hessen der sogar den Zopf in seine alten Rechte einsetzte, konnte man auch das verflossene Vierteljahrhundert nicht aus der Geschichte streichen, so that man doch Alles um den Faden dort wieder anzuknüpfen wo ihn die Revolution abgerissen hatte. Je hartnäckiger der Widerstand war auf den diese Bestrebungen stießen, desto rücksichtsloser verfolgten sie ihr Ziel: die Congresse traten in die Fußstapfen der Conzilien, verkündeten politische Glaubensartikel und schleuderten Anatheme welche die legitimen Staatsmänner mit dem Feuereifer auf Aus-

rottung der Ketzer erpichter Dominikaner in Vollzug zu setzen beflissen waren. Oesterreich übernahm in der neugestifteten alleinseligmachenden Kirche des patriarchalischen Absolutismus den Primat: es predigte das Kreuz gegen die Revolution, fand aber damit bei sich zu Hause wenig Anklang und mußte seine Kuckuckpeter aus der Fremde holen. Die Reactionäre aller Länder erblickten in dem Haupte der wiener Staatskanzlei ihren Messias: seine Aussprüche galten für unfehlbar, und ein zweiter Dalai-Lama sah er diese Verehrung auf seine Excremente im österreichischen Beobachter sich erstrecken. Umsonst waren die Verwahrungen welche die öffentliche Meinung gegen diese Vergötterung des Stillstandes einlegte; umsonst die Seufzer und Verwünschungen welche aus den Kerkern des Spielbergs aufstiegen — sie wurden übertönt von den Lobpsalmen feiler Schmeichler, von den Kapuzinerpredigten erkaufter Sophisten.

Die Julirevolution war das erste mene tekel welches die Nemesis an die Wand des Palastes auf dem Ballplatze schrieb — eine Revolution die zwar den im Solde aller Potentaten Europas stehenden wiener Hofpublicisten mit den trübsten Ahnungen erfüllte, seinen Meister aber, der bloß an jene Gespenster glaubte die er selber heraufbeschwor, nur verstockter machte. Die zweite Warnung war das strenge Todtengericht welches über den kaiserlichen Schutzherrn der Reaction erging — sie ward in den Wind geschlagen wie die dritte, die man erst zu beherzigen anfing als es zu spät war. Unterwürfigen Bitten, bescheidenen Wünschen hatte man sein Ohr verschlossen — da klopfte die Revolution an die Thore der Kaiserburg, und rath- und hülflos ergab man sich ihr auf Gnade und Ungnade. Diejenigen welche das

Rad der Zeit aufhalten zu können vermeint hatten, wurden von ihm zermalmt; der Bau welcher so viele Opfer gekostet, stürzte in Trümmer; die Macht welche sich für unerschütterlich gehalten, verzweifelte an sich selber. Und wie man einst den Platz wo die Bastille stand, mit der Inschrift schmückte: Ici on danse, so weht jetzt von derselben Stätte wo man für die Rhigas und Ypsilanti, die Gonfalonieri und Pellico Fesseln schmiedete, das siegreiche Banner der Freiheit. Afflavit Deus et dissipati sunt.

Wird einmal die Geschichte der Reaction in Oesterreich vom Tode Josephs II bis zum Sturze des Fürsten Metternich geschrieben — eines der lehrreichsten Werke die der Zukunft vorbehalten bleiben — so darf nicht übersehen werden daß dieser Minister nur der Diener des Systems war, als dessen Schöpfer man ihn gewöhnlich betrachtet. Es war in seinen Grundzügen schon angedeutet bevor er zur Macht gelangte, und wurzelte in dem persönlichen Charakter Kaiser Franz des Zweiten. In der Schrift „Beitrag zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Josephs II, Leopolds II und Franz II. Paris, im achten Jahre der französischen Republik", die von einem sachkundigen Manne herrührt und dem Memoirenroman „der Jakobiner in Wien" zur Hauptquelle gedient hat, werden über die ersten Regierungsjahre des Neffen Josephs II Aufschlüsse gegeben die keinen Zweifel übrig lassen daß die „oligarchie de mauvaise espèce", wie Napoleon die patriarchalische Musterwirthschaft seines Schwiegervaters nannte, schon damals in voller Blüthe stand. Sie war nichts anderes als die Doppelgängerin jener Camarilla welche die Regenten der lothringischen Dynastie aus dem habsburgischen Nachlasse übernommen hatten. Joseph II allein ließ sich von ihr nicht umgarnen;

dafür umgarnte sie aber sein Volk — eine Rolle die sie sich vielleicht eben wieder zu spielen anschickt. Unter Franz II verwandelte sie sich in jenes bureaukratische Ungethüm das dem Monarchen am Ende ebenso wenig freie Bewegung gönnte wie den Unterthanen, und Tag für Tag dieselben Ideen wiederkäute. Der Staat wurde zum Uhrwerk das gestern wie heute, heute wie gestern den gleichen Kreislauf vollendete; zur Maschine die ihrer Aufgabe genügte, wenn sie die vorgeschriebene Menge Akten zu Tage förderte, die jeden zermalmte der in ihre Räder einzugreifen wagte, die aber auch den Dienst versagte, wenn eines dieser Räder ausfiel. Das geschah am 2. März 1835. Franz II war im vollsten Sinne des Wortes unersetzlich, und das schwerste Vergehen oder die größte Thorheit seines Ministers besteht darin daß er dies verkannte. Deshalb trägt er jetzt die ganze Verantwortlichkeit für die Mißgriffe einer Staatskunst die ihn nur zum Zögling hatte, und er trägt sie mit Recht. Unsere Zeit läßt Sünder seiner Art nicht mehr mit dem Kopfe büßen — er büßt aber härter, denn statt ihm einen Platz neben Richelieu oder Kaunitz anzuweisen, wird ihn die Geschichte nicht einmal mit Talleyrand und höchstens mit Polignac oder Guizot in eine Reihe stellen.

„Es wäre unedel und grausam“, heißt es in den „Sibyllinischen Büchern aus Oesterreich“, „den Sündenkatalog der metternich'schen Politik von Neuem zu durchgehen.... Möge nie die Zeit kommen, die rath- und that-, darum trostlose Zeit, wo die herrliche Austria die Hände ringend, sich die Haare raufend, thränenlosen Auges rufen wird: „Gib mir, Clemens, die verlornen dreißig Jahre wieder!“ Allein diese Zeit ist jetzt gekom-

men, und mit ihr der Augenblick für Oesterreich denjenigen zur Rechenschaft zu ziehen der es um mehr als dreißig Jahre, der es vielleicht um seine ganze Zukunft betrogen oder betrügen geholfen hat. Die Anklagen sind längst erhoben und der Verfasser der „Sibyllinischen Bücher" wiederholt sie selber mit schneidender Schärfe. Ja, er verleiht ihnen doppeltes Gewicht, indem er die Kehrseite des Zustandes schildert den die unselige Politik des „Diplomatennestors" herbeigeführt hat. „Völker Oesterreichs", ruft er, „Du brausender, ruhmeslustiger Ungar, Ihr heißblütigen Illyrier, Du verstandeskühler Italiener dem nur die Allmacht des Geistes imponirt, Du fröhlicher Oesterreicher, Ihr anstrebenden Böhmen und ehrgeizigen Polen, und Ihr Alle die Ihr berufen seid, unter Oesterreichs Zepter aus Deutschen und Slawen ein Volk zu bilden, das die Strahlen einer Sonne in den Brennpunkt aller seiner Kräfte aufnimmt, und aus der Schale der Kaiserkrone den Götternektar des Ruhmes schlürft, Oesterreicher! denket Euch, daß die beiden Altmütter Germania und Slawa hoffnungs- und vertrauensvoll dem Fluge von Austrias Doppelaar entgegenblicken; denket Euch, daß Oesterreicher und Deutsche vollbrachten was den Russen gelang: die Länder südlich der Unna und Save, der Donau und der siebenbürger Pässe, bis an den Drin, den alten Orbelus und Hämus geistig zu erobern, geistig zu entreißen dem weltgeschichtlich erstorbenen Türkenreich, dessen verstockter Fatalismus nimmer und nimmermehr neben christlicher Gesittung und Gesinnung bestehen kann, und das nach Asien zurückzuschleudern nur gerechte Vergeltung wäre; denket Euch dieses herrliche Ländergebiet, von der deutschen Donau durchströmt, wie dorthin statt nach Amerika die Fluth deutscher

Auswanderung sich ergoß, wie dort Ackerbau und Viehzucht blühen, wie dort Gewerbe und Handel türkische Faulheit und orientalischen Indifferentismus verdrängen; wie ein Kanal von Rassowa nach Kostendsche die Schifffahrt leichten Ganges führt; wie im goldenen Horn statt des friedlichen „Stürmer" ein kräftiger Geist den Divan vor Oesterreich zittern macht; wie in Skutari (über Semlin und Temesvar mit Debrezin, und dieses über Pesth und Preßburg mit Wien, so wie über Pesth mit Zengg durch Eisenbahnen verknüpft) einem Füllhorn gleich Ungarns todten Segen über die Welt ausströmt; denket Euch, daß Oesterreich, als Staat, diese Bahnen baute, und der bereicherte Ungar, aus Dankbarkeit willigend Steuern zu zahlen, mit Leib und Seele sein begeistert Eljen dem völligen allseitigen Anschluß seiner Länder an das Erzhaus zuriefe; wie Oesterreich, selbst bereichert, sein schmählich Einkommen auf das Fünffache schwellend, eine Flotte schafft, deren stolze Wimpeln der Hanse Kauffahrer auf allen Meeren schirmen; wie Genua über Mailand und Venedig seine Waaren sendet, wie Donau, Elbe und Main, und Rhein und Po und Oder, ein lustiges Geäder, Europas Herzblut frischen und gesunden Schlages von den Alpen hin zur rauhen Nordsee und zum schwarzen Meere jagen; wie des Beltes starre Riegel fallen; wie der Durchstich von Suez, durch österreichische Thatkraft begonnen und vollendet, die Schifffahrt aus dem Kerker des Mittelmeers befreit; wie dann von der Ostsee bis zum Mittelmeere, vom Ticino bis zur Weichsel, vom Rheine bis zum Balkan, Germania herrscht, und den Beruf erfüllet: denkt Euch dies Alles und Jeder juble stolz: „Ich bin ein Oesterreicher!" .... Aber statt um die Völker Oesterreichs das Band gemeinsamer

Größe und Freiheit zu schlingen, glaubte man sie durch Bajonette und erbärmliche Polizeikniffe zusammenhalten zu können und versuchte eine Nation durch die andere zu knechten. Das divide et impera schien der oberste Grundsatz dieser Staatskunst die kein Mittel verschmähte um ihre Zwecke zu erreichen. Und welche Zwecke! Wollte sie vielleicht Oesterreichs Macht nach außen erweitern, seinen Einfluß mit seiner Ausdehnung in Verhältniß bringen? Die Donau mit ihren Uferländern, die russischen Uebergriffe, die türkischen Anmaßungen und alle die Blößen welche sich die österreichische Cabinetsdiplomatie seit einer Reihe von Jahren gab, ertheilen darauf Antwort. Wollte sie etwa den materiellen Wohlstand ihrer Pflegebefohlenen sichern und erhöhen? Die Verzehrungssteuer, die unerträglichen Lasten welche den Grund und Boden drücken, die überhandnehmende Armuth beweisen das Gegentheil. Wollte sie Schätze aufhäufen für den Nothfall? Die seit 1816 um 600 Millionen Gulden gestiegene Staatsschuld spricht deutlich genug. Wollte sie eine starke Militärmacht schaffen, zum Angriff wie zur Vertheidigung gleich gut gerüstet? Die Schlappen in Italien, der verwahrloste Zustand der Flotte, die entblößten Grenzen widerlegen auch dies. Oder wollte sie die Freiheit beschränken um die Ruhe zu bewahren und den Thron auf unerschütterlichem Grunde zu befestigen? Die galizischen Ereignisse, die Märzrevolution und was ihr voranging und folgte, geben Zeugniß wie gut ihr beides gelang. Was wollte also diese Staatskunst? Sie wollte vor Allem sich selber und ihre eigene Herrschaft, sie wollte Zwietracht weil sie sich der Einigkeit nicht gewachsen fühlte, sie wollte das Dunkel weil sie das Licht scheute, den Stillstand weil jeder Fortschritt ihrem eige-

nen Bestande Gefahr drohte. Sie war feig wie das böse Gewissen, mißtrauisch wie das Schuldbewußtsein, grausam wie die Furcht, übermüthig wie das Glück, unverbesserlich wie das Alter. Aus der Lüge entsprungen, fristete sie durch Lügen ihr Dasein — längst zur Mumie geworden, zerfiel sie bei der ersten Berührung in Staub. Sie wäre schon vergessen, wenn man nicht überall auf die Trümmer des Baues stieße den sie sich zum Denkmal bestimmte, der aber ihr Sarg geworden ist — traurige Ruinen denen nie Leben einwohnte, Ruinen die bis auf die letzte Spur verschwinden müssen um neuen Schöpfungen Platz zu machen. Welcher Art werden diese Schöpfungen sein?

Seit zwei Jahrzehenden ungefähr hat sich eine eigene Literatur gebildet die sich Oesterreich gegenüber die nämliche Aufgabe stellte welche in freien Staaten die parlamentarische und die publicistische Opposition zu erfüllen strebt. Da im Lande selber keine unabhängige Meinung sich geltend machen, keine Stimme des Tadels laut werden durfte, da die Regierung jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit ahndete und jede abweichende Ansicht als Ketzerei betrachtete und verfolgte, da die uneigennützigsten und redlichsten Patrioten in eine Linie gestellt wurden mit feilen und selbstsüchtigen Demagogen, da sogar den Ständen stumme Unterwürfigkeit zur Pflicht gemacht war — eine Pflicht der sie mit wenigen Ausnahmen leider nur zu bereitwillig nachkamen — da es mit einem Worte so gut als keinen gesetzmäßigen Weg gab um Bitten oder Wünsche, Mahnungen oder Beschwerden im allgemeinen Interesse zur öffentlichen Kunde zu bringen, so mußte jeder der sich nicht darauf beschränken wollte die Faust im Sacke zu machen, seine Person oder seine

Ueberzeugung ins Ausland flüchten. So entstand jene Schriftsteller- und Gedankenemigration die der österreichischen Reformpartei zum Organ diente und von den Gewalthabern geächtet, gleich dem Steine den die Baumeister verschmähten, nunmehr zum Eckstein geworden ist. Die Reihe dieser „Censurflüchtlinge" eröffneten die „Spaziergänge eines wiener Poeten"; wenigstens hat sich im Gedächtnisse der jüngern Generation kein Werk aus jenem Zeitraum erhalten das sich ihnen auch nur von ferne an die Seite stellen ließe. Sie schwangen zuerst das Banner unter dem sich Oesterreichs freiheitslustige Jugend schaarte; sie erhoben zuerst den Ruf den von ihnen begeistert ein froher Dichterchor durch die Lüfte jauchzte, daß er wiederhallte von den Bergen Tirols bis in die ungarischen Steppen, von Hradschin bis an die Ufer der Adria. Was aber die Verse des „wiener Poeten" bloß angedeutet ließen, ergänzte in Prosa, freilich weniger schwungvoll, doch nicht minder nachdrücklich, „Oesterreich und dessen Zukunft" — die schärfste Anklageschrift welche je gegen die Regierung des Kaiserstaates geschleudert worden ist. Eine Menge anderer Kämpfer schlossen sich diesen beiden Führern an oder gingen eigene Wege; und wenn sich auch zuweilen ein falscher Bruder unter sie einschlich, so zählten sie doch gewiß einige der besten Söhne des Vaterlandes in ihrer Mitte. Allein sie predigten tauben Ohren: Verfolgungen und gesteigerter Druck waren die Antwort die man ihnen gab. Man schalt sie Aufwiegler und Lästerer, und die elenden Werkzeuge der Machthaber begeiferten sie mit Schmähungen. Welche Uebel hätte man vermieden und welche Demüthigungen sich erspart, wenn man nur einigen Beschwerden jener verachteten „Broschürenschmiede" abgeholfen, nur einige ihrer

Vorschläge berücksichtigt hätte! Stellten sie denn so unsinnige Forderungen oder wollten sie aus Oesterreich ein Utopien machen? Traten sie der Dynastie zu nahe oder predigten sie gar Weibergemeinschaft und Communismus?

Nun, diese „subversive Rotte", diese „Politikaster", wie einer der Paladine der Verfinsterungspolitik, mit dessen Namen wir unsere Blätter nicht beschmutzen wollen, die „schriftstellerischen Gegner der österreichischen Regierung" nannte, bekämpften vor Allem die Censur. Ja, die gemäßigtsten unter ihnen bekämpften bloß die österreichische Censur. Ein Engländer, dessen Volk seit anderthalb Jahrhunderten die ausgedehnteste Preßfreiheit genießt, hat so wenig wie ein Südseeinsulaner der die Presse erst seit einem Jahrzehend kennt, einen Begriff von der Art wie die Censur in Oesterreich gehandhabt wurde. Von der bändereichen Frucht eisernen Gelehrtenfleißes bis zu dem Speisezettel und der Visitenkarte ließ sie nichts unbeschnüffelt; sie duldete ebenso wenig einen Angriff auf das geheiligte Haupt des Monarchen wie auf die Kehle irgendeiner hohen Schutzes sich erfreuenden Sängerin, und schickte jedem Worte das sich ins Ausland flüchtete, einen Steckbrief nach. Eine ihrer letzten Thaten war daß sie dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Freiherrn von Hammer-Purgstall, in dem Abdrucke seiner Eröffnungsrede jene Stelle strich worin er verkündete daß die Akademie der Freiheit der Erörterungen ihrer Mitglieder in Rede und Schrift keine andere Schranke setze als die ihrer Selbstcensur. Dr. Wiesner der gegenwärtig sein Vaterland in Frankfurt vertritt, hat die „Denkwürdigkeiten" der österreichischen Censur in einem anziehenden und lehrreichen Werke gesammelt, dem vielleicht nur der Vorwurf zu machen ist daß es zu schonend

auftritt. Namentlich hat Herr Wiesner es verschmäht aus dem unerschöpflichen Schatze völlig beglaubigter Anekdoten die über die österreichische Censur im Umlaufe sind, Proben mitzutheilen, während es doch gewiß vielen seiner Leser erwünscht gewesen wäre einige Gegenstücke zu jenem würdigen Censor kennen zu lernen, der die Aufführung des Don Carlos nur unter der Bedingung gestattete, daß „die anstößige Liebe des Stiefsohns zu seiner Stiefmutter wegbleibe". Diese Censur ist nun für immer gefallen: wer bedauert ihren Sturz?

Auf dem geistigen Gebiete rügte die Opposition ferner die jesuitische Dressur, den Lehr- und Lernzwang und die Verwahrlosung des Volksunterrichtes. Sie tadelte den überwiegenden Einfluß welcher der Geistlichkeit auf das Schulwesen eingeräumt wurde und diesem keineswegs zum Vortheil gereichte. Sie konnte sich mit dem starren Mechanismus nicht befreunden der die Jugend um alle Schnellkraft des Geistes brachte und jeder selbstständigen Entwicklung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Es war ihr unmöglich, in der Thatsache daß z. B. in Galizien auf 2504 Einwohner eine Schule, auf 100 schulpflichtige Kinder 13 schulbesuchende kamen, einen Beweis besonderer Fürsorge der Regierung zu erblicken. Auch schien ihr das zwischen den Einkünften der Geistlichkeit und den Ausgaben für das Schulwesen, die kaum halb so viel betragen, bestehende Verhältniß den Volksbedürfnissen nicht ganz zu entsprechen: namentlich hielt sie eine Art Appropriationsclausel für zweckmäßig wodurch ein Theil des Ertrages gewisser Pfründen, ohne Beeinträchtigung der gegenwärtigen Nutznießer, den Schulen zugewiesen worden wäre. Es gibt in Oesterreich eine Reihe kirchlicher Würdenträger mit einem Einkommen von

50,000—500,000 fl., während eine große Zahl Schullehrer mit dem ärmlichen Lohne von 50—100 fl. sich begnügen muß; es gibt dort Abteien die jährlich über hunderttausende zu verfügen haben, während eine Menge Dorfgemeinden ohne Schulen sind. War der Wunsch hier eine Ausgleichung eintreten zu sehen, so verwerflich? Gab es auf diesem Gebiete kein dringenderes Bedürfniß als eine Akademie der Wissenschaften? Oder war diese Akademie bei der die Censur zu Gevatter stand, bloß ein, freilich mißlungener Versuch die Wissenschaft vollends der Bureaukratie unterthänig zu machen und in die polizeiliche Zwangsjacke zu stecken? Man sollte es fast meinen. Wenigstens nennt der Verfasser der „Sibyllinischen Bücher", der, wohlgemerkt, vor den Märzidus schrieb, die Akademie „ein todtgebornes Kind, die letzte Leuchtrakete, welche Metternich steigen läßt um dem über das schlecht abgebrannte Feuerwerk seiner Regierung schimpfend und murrend auseinandergehenden Publikum ein letztes Ah! abzugewinnen". „Sie ist", fügt er bei, „das dürre, letzte Lorbeerblatt an dem Kranze den ihm die deutsche Presse, die er stets knebeln wollte, vom Haupte reißt; der letzte Versuch sie zu versöhnen, die zürnende, über die tausendfältige Schmach Oesterreichs, über die Winkelzüge seines Cabinets gegen Deutschland." Jetzt ist Lehr- und Lernfreiheit bewilligt, ein Unterrichtsministerium errichtet und die Nothwendigkeit zugestanden das gesammte Schulwesen auf der breitesten Grundlage zu reorganisiren. Möchte man dabei nur der Selbstthätigkeit der Bürger jenen Spielraum gönnen der ihnen bisher so ängstlich verkümmert worden ist!

Auf der geistigen Entwicklung der Monarchie lastete wie ein Alp die oberste Polizei- und Censurhofstelle unter

dem Vorsitze des Grafen Sedlnitzky, „eine Blutsverwandte der Studienhofcommission deren überflüssige Lichtstrahlen sie auffing". Ihre jeden Fortschritt hemmende, bei den geringfügigisten Anlässen die persönliche Freiheit beeinträchtigende Willkür empörte das Volksgefühl auf das tiefste. Die Opposition verlangte also Bürgschaften gegen diese Willkür; sie fand die Allmacht der Polizei unvereinbar mit jedem geordneten Staatsleben und forderte daß diese Gewalt ihrem ursprünglichen Berufe zurückgegeben und daß ihr wenigstens einige jener Schranken gesetzt würden die in England schon seit sechshundert Jahren zu Recht bestehen. Nun ist die Polizei- und Censurhofstelle aufgelöst; die in ihrem Solde stehenden, alles Vertrauen vergiftenden Späher sind zerstreut, und man hat auf jene unwürdigen Mittel die öffentliche Stimmung zu erforschen und zu beherrschen, welche in entscheidenden Augenblicken sich noch stets als unwirksam erwiesen haben, hoffentlich für immer verzichtet. Leben und Eigenthum werden aber gewiß besser geschützt, die Sicherheit des Verkehrs wird weniger Störungen ausgesetzt sein, wenn die Polizei, von den Bürgern unterstützt, fortan ihre ganze Sorgfalt ausschließlich diesen Gegenständen zuwendet.

Allein nicht bloß die Willkür einer Staatsgewalt in der freilich alle andern gewissermaßen aufgingen, sollte beseitigt werden; der Wille eines Einzigen oder einer kleinen Minderheit sollte sich überhaupt nicht mehr auf Kosten des allgemeinen Wohles geltend machen. Deshalb verlangte man die Herstellung eines gesicherten öffentlichen Rechtszustandes auf Grundlage der bestehenden landständischen Verfassungen. Diese Verfassungen waren in den meisten Provinzen zu leeren Formeln geworden, und die Rechte welche sie verbürgten, beschränkten sich in der

That auf die Befugniß der Stände — welche übrigens nur den Adel und die höhere Geistlichkeit, den Bürgerstand aber sehr mangelhaft, und die Bauern, außer in Tirol, gar nicht vertraten — sich jährlich einmal auf ein paar Tage zu versammeln um die sogenannten landesfürstlichen Postulate, d. h. die Steuerforderungen der Regierung, anzuhören und ohne Widerspruch zu bewilligen. Einreden gegen diese Forderungen fanden höchst selten statt, und eben so wenig ward über Verwendung der Steuern Rechenschaft gegeben. Es war nun den politisch mündigen Oesterreichern zunächst darum zu thun, den Grundsatz „no taxation without representation", dessen Verletzung Karl I Thron und Leben und England seine Colonien kostete, anerkannt und den Staatshaushalt der Controle der Steuerpflichtigen und ihrer Vertreter unterworfen zu sehen. Stände wohl die Monarchie jetzt auch am Rande des Bankerottes, wenn die Lage ihrer Finanzen, statt zu den am eifrigsten gehüteten Staatsgeheimnissen zu gehören, jährlich zu öffentlicher Kenntniß gebracht und von den Vertretern des Volks geprüft worden wäre? Hätte sie dann auch eine Schuldenlast von mehr als tausend Millionen Gulden, von der niemand weiß zu welchen Zwecken und für welche Bedürfnisse sie dem Staate aufgebürdet wurde — eine Schuldenlast die heute schon die Ungarn, und morgen vielleicht die Italiener, die Polen und die Böhmen tragen zu helfen sich weigern? Mußte die Verheimlichung des Budgets nicht gegründeten Verdacht erwecken daß die Staatsgelder entweder ungeschickt oder untreu verwaltet wurden? Oder glaubte man genug gethan zu haben, wenn man den Schleier bisweilen zu Gunsten der großen Bankhäuser oder eines bevorzugten Fremden lüftete, oder

hier und da in halbamtliche Werke einige lückenhafte, mehr oder minder zuverlässige Angaben über den Staatshaushalt einfließen ließ? So lieferten z. B. Turnbull, Tegoborski u. a. über die österreichischen Finanzen ziemlich ausführliche Nachrichten von denen man wohl glauben kann daß sie, theilweise wenigstens, aus officiellen Quellen kamen. Auch Dr. Bechers „Statistische Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie", so wie die Werke von Kudler, Haidinger, Schopf u. a. m. enthalten Manches was sich darauf bezieht; die umfassendsten, freilich nicht neuesten Aufschlüsse aber gibt Professor Springer in seiner „Statistik des österreichischen Kaiserstaates". Während er jedoch über die Staatseinnahmen genaue und vollständige Mittheilungen macht, sieht er sich „genöthigt", in Bezug auf die Ausgaben „sich nur auf einige allgemeine Bemerkungen zu beschränken". Die ungenügenden Eröffnungen dieser und ähnlicher Gewährsmänner zu berichtigen und zu ergänzen, haben sich mehrere Schriftsteller bemüht unter denen wir den Verfasser von „Oesterreich und dessen Zukunft" (Baron Andrian-Werburg, Mitglied der niederösterreichischen Stände, jetzt Abgeordneter in Frankfurt) hervorheben. Er schlägt die Staatsschuld auf 1021 Millionen, die Einnahmen auf 160 Millionen, das Militärbudget mit Einschluß der Militärpensionen und Invalidenprovisionen auf 59 Millionen, den Aufwand für die Civilbeamten mit Einschluß der Zollwache auf 48 Millionen an. Da ferner seiner Behauptung nach die Staatsschuld für Zinsen u. s. w. jährlich 50 Millionen in Anspruch nimmt, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag, so müßte sich, die Richtigkeit der übrigen Angaben vorausgesetzt, ein bedeutendes jährliches Deficit ergeben. Dieses berech-

nen die „Sibyllinischen Bücher" für das Jahr 1846 auf vier Millionen Gulden, indem sie die Einnahmen auf 171,000,000, die Ausgaben auf 175,000,000 schätzen. Ansätze die offenbar viel zu hoch sind und durch die amtlichen Eröffnungen welche nach den Märztagen stattfanden, folgendermaßen berichtigt werden:

1845

Einnahmen 146,583,000 fl. Ausgaben 141,400,000 fl. (darunter für das Militärwesen 56,000,000).

1846

Einnahmen 154,078,000 fl. Ausgaben 151,326,000 fl. (darunter für das Militärwesen 57,476,000).

1847

Einnahmen 151,545,000 fl. Ausgaben 157,151,000 fl. (darunter für das Militärwesen 61,238,000).

Ueberschuß während der verflossenen sieben Jahre	38,731,000 fl.
Durch Anleihen aufgebracht während derselben Zeit	118,293,000 fl.
	157,024,000 fl.
Davon verwendet für die Eisenbahnen	46,870,000 fl.
" " zur Schuldentilgung	101,707,000 fl.

Es kommt also auf Rechnung des laufenden Jahres ein Ueberschuß von 8,447,000 fl., der mit dem russischen und dem bei der österreichischen Nationalbank gemachten Anleihen * mehr als hinreichen sollte die Ausgaben zu

* Das russische Anleihen scheint indessen gar nicht zu Stande gekommen zu sein.

decken und die durch die italienischen Ereignisse dem Staatsschatze zugefügten Nachtheile auszugleichen. Dennoch behauptet man, das verflossene Quartal habe ein Deficit von acht Millionen ausgewiesen, und das laufende stelle ein solches von zwölf bis vierzehn Millionen in Aussicht — Vermuthungen mit denen wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. *

Aus dem Gesagten ergibt sich daß den Wortführern der Opposition, wenn sie die Finanzverwaltung ihrer Kritik unterwerfen wollten, nur sehr mangelhafte Data zu Gebote standen. Doch genügten dieselben um eine Menge Beschwerden und Anklagen zu begründen. Diese richteten sich vor Allem gegen die Art der Besteuerung, die in Oesterreich wirklich allen gesunden staatswirthschaftlichen Grundsätzen widerspricht. Die Hauptquellen des Staatseinkommens sind daselbst unter den directen Steuern die Grundsteuer, unter den indirecten die Verzehrungssteuer, die Zölle, das Salz- und das Tabaksmonopol. Gegen die Grundsteuer, über deren Ertrag die Angaben zwischen 40 und 55 Millionen schwanken, machte man geltend daß sie zu hoch und nicht gleich vertheilt sei. Kärnten z. B. zahlte bis zum Jahr 1845 durchschnittlich 24 Procent des Reinertrags, Krain hingegen kaum 14. Man wies ferner auf die Lasten hin welche als Nachwehen der Leibeigenschaft den unterthänigen Bauer in den meisten Provinzen drücken, und drang darauf daß die Regierung zwischen der Grundherrschaft und dem zu Roboten und einer Menge andern Leistungen verpflichteten Landmann vermittelnd einschreite. Dieß

---

* Sie werden übrigens durch die neuesten amtlichen Mittheilungen ziemlich bestätigt.

konnte sie um so leichter thun als die Stände Maßregeln zur Erleichterung des Bauers wohl überall bereitwillig entgegengekommen wären — ja als die Anregung zu solchen Maßregeln mehrmals, z. B. in Galizien, Niederösterreich u. s. w., von den Ständen selber ausging. Jetzt ist, in Folge der Saumseligkeit der Regierung, der günstigste Augenblick zu einer, alle Betheiligten befriedigenden Regelung dieser schwierigen Verhältnisse verstrichen, und es zeigen sich bereits drohende Symptome daß die Bauern Lust haben den Knoten zu zerhauen.

Daß die Verzehrungssteuer die von Getränken und Lebensmitteln erhoben wird und gegen 22 Millionen abwirft, zu den ungerechtesten und lästigsten, mithin auch verhaßtesten Abgaben gehört, darüber ist die öffentliche Stimme ziemlich einig. Ebenso erheben sich laute Beschwerden gegen den übermäßig hohen Salzpreis (6—8 fl. pr. Centner), der auf Viehzucht und Ackerbau den nachtheiligsten Einfluß übt und zu der widersinnigen Anomalie führt daß an jenen Grenzen der Monarchie, welche an die Länder stoßen denen die Regierung vertragsmäßig das Salz um den Naturalpreis überlassen muß, dasselbe zurückgeschmuggelt wird. Auch das Lotto, „diese niedrigste und gemeinste aller katholischen Administrationsspeculationen", wie es die „Sibyllinischen Bücher" nennen, ist zur Abschaffung reif, und die Stempeltaxe welche der reichern Classe auf Kosten der ärmern sehr ungerechte und unkluge Vortheile einräumt, wird sich in dieser Gestalt ebenfalls nicht mehr lange behaupten können. Alle diese und manche andere Uebelstände die wir hier übergehen, ließen sich ohne Beeinträchtigung des Staatsschatzes beseitigen, wenn man das Vermögen und den Erwerb, also das Einkommen überhaupt, mag es aus

Grundbesitz, Kapitalien, oder dem Betriebe irgendeiner Profession bezogen werden, zum Haupt- oder gar zum einzigen Gegenstande direkter Besteuerung machte, die indirekten Steuern aber, so lange sie nicht ganz zu entbehren sind, weniger von den Lebensbedürfnissen als von den Luxusartikeln bezöge. Der Besitz von Kapitalien die in Banken, in Staats- und Industriepapieren, in Hypotheken angelegt sind, ist in Oesterreich gegenwärtig keiner Steuer unterworfen; ebenso waren bisher von der Entrichtung der Erwerbsteuer eine Menge Personen ausgenommen welche auf ein solches Vorrecht nicht den geringsten Anspruch haben, z. B. alle Staatsdiener, die Schriftsteller und Künstler, die Aerzte u. s. w., und die Ansätze für die wirklich besteuerten Klassen keineswegs in richtigem Verhältnisse ausgemessen. „Große Fabriken, wie deren viele in und um Wien bestehen, und deren Bücher einen jährlichen Gewinn von 50,000 bis 100,000 fl. ausweisen, Häuser wie Rothschild, Sina, Eskeles, Todesco u. s. w. waren nur mit 1,500 fl., die größten Handelsunternehmer bloß mit 500, die einträglichsten Gewerbe in der höchsten Classe nur mit 100 fl. besteuert, und es blieb ihrem Gutdünken überlassen in welche Classe sie eingeschrieben werden wollten." Endlich sollten auch die Erbschaften besteuert werden, und zwar alle ohne Unterschied, wenn gleich die Verwandten in auf- und absteigender Linie zufallenden und diejenigen welche ein gewisses Minimum nicht erreichen, etwas niedriger.

Ebenso durchgreifende Reformen wie bei dem Steuerwesen und der Finanzverwaltung forderte man in Oesterreich auch bei der Justizpflege. Ihr kleben alle Gebrechen des geheimen und schriftlichen Verfahrens an: sie ist

kostspielig, langsam und unsicher, trotz der Vorzüge die das „allgemeine bürgerliche Gesetzbuch" vom Jahre 1812 besitzt. Die „Gleichheit vor dem Gesetze" ist noch lange nicht grundsätzlich anerkannt und noch weniger praktisch durchgeführt. Es bestehen privilegirte Gerichtsstände für allerlei Personen, Körperschaften und Objecte, die Mehrzahl der Gerichte erster Instanz sind Patrimonialjurisdictionen, und von gleichförmiger Justizverwaltung ist nicht die Rede. Am mangelhaftesten ist die Strafrechtspflege, die am besten dadurch charakterisirt wird daß sie dem Angeklagten keinen Vertheidiger gestattet. Ihr dienen zwei Gesetzbücher zur Richtschnur, die nicht bloß der Revision, sondern der Umgestaltung und Verschmelzung auf das dringendste bedürfen: nämlich das Strafgesetz vom Jahre 1803, und das Strafgesetz über Gefällsübertretungen vom Jahr 1836. Daß es nöthig wurde für die „Gefällsübertretungen", d. h. Vergehen gegen die Finanzgesetze, ein eigenes, und zwar sehr dickleibiges Gesetzbuch abzufassen, läßt über den Werth des österreichischen Finanzsystems wohl keinen Zweifel übrig. Dieses Gesetzbuch, das würdige Seitenstück der Verzehrungssteuer, wird natürlich ihr Schicksal theilen — und mit der so eben eingeführten Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege und den gleichzeitig verheißenen Schwurgerichten ist auch das Loos der ganzen verwickelten und unbehülflichen Maschine besiegelt, womit die österreichische Themis bisher handthierte.

Aber als Grundlage des neuen Staatsbaues wünschte man vor Allem eine Gemeindeverfassung die den Bürgern auf dem Gebiete das ihre wichtigsten Interessen umfaßt, den freiesten Spielraum sichern sollte. Was Streckfuß von der alten preußischen Städteordnung sagt, ließ sich

bisher nur zu gut auf das österreichische Gemeindewesen oder Unwesen (Siehe Sibyllinische Bücher I. 264) anwenden: „Wie der Einzelne aus dem Kreise seines Privatverhältnisses hinaus in die Gemeinde trat, war er mit dieser in der Gewalt der Regierung. Der Brunnen der ihm Wasser gab, das Straßenpflaster das ihm den Weg zu seinem Nachbar gebahnt erhielt, die Feuerspritze die ihm Rettung bei der Gefahr bringen sollte, dies und alles Aehnliche mußte zwar auf Kosten der Bürgerschaft angekauft und unterhalten werden, aber der Regierung stand nicht nur das Recht zu das Nöthige zu gebieten, sondern auch zu verbieten. Obgleich jedes Mitglied der Bürgerschaft bezahlen mußte, wenn der Ertrag der Nutzungen des der Stadt eigenthümlichen Vermögens nicht ausreichte, so hatte sie doch auf dessen Verwaltung keinen, oder doch nur einen sehr untergeordneten Einfluß, und mußte das Unzweckmäßigste dulden, wenn es befohlen war.“ Die eben verkündigte Constitution enthält auch eine auf die Gemeindeverfassung bezügliche Bestimmung, deren nähere Entwicklung und Durchführung wohl eine der wichtigsten und nächsten Aufgaben der Provinzialstände sein wird. Die preußische Städteordnung, die englische Municipalreformbill, und der Zustand des Gemeindewesens in einigen Kantonen der Schweiz, namentlich in Zürich und Bern, dürften dabei nützliche Vergleichungspunkte darbieten.

Es wurde bereits oben, und zwar aus amtlichen Quellen, angegeben welch ungeheure Summen das Militärwesen in Oesterreich Jahr für Jahr verschlang. Fast zwei Fünftel des Staatseinkommens wurden dafür verwendet: mit welchem Erfolge? Die Opposition hat auch diese Seite der Verwaltung nicht unbeleuchtet gelassen,

und besonders ausführlich verbreiten sich die „Sibyllinischen Bücher" über die Zustände des österreichischen Heeres. Die Schilderungen welche sie geben, sind leider nichts weniger als befriedigend — da sie jedoch von einem Manne (Herrn C. Möring, Hauptmann im Geniecorps, jetzt Abgeordneter in Frankfurt) herrühren den wir alle Ursache haben für sachkundig und glaubwürdig zu halten, so dürften sie sich wohl als treu bewähren. „So wenig Oesterreich politische und darum das Vaterland als den Mittelpunkt ihrer Existenz liebende Bürger besitzt" — heißt es daselbst — „ebenso wenig hat es Krieger; Oesterreich hat nur Soldaten, Söldner. Seine Armee ist wieder wie vor 1792 eine Cabinetsarmee, aber eine noch schlechtere geworden, weil zur alten Führung des Junkerthums noch eine büreaukratische Administration getreten ist. Die österreichische Armee leidet an zwei großen organischen Fehlern: an der partiellen Gehirnlähmung der Hofräthelei, an der partiellen Herzlähmung des freien militärischen Geistes, des stolzen Muthes des freien Mannes." „Die österreichische Armee", wird weiter geklagt, „ermangelt des Geistes unter den Offizieren, des Wissens und Talentes in den höhern Chargen, der Charaktergröße in den obersten Befehlshabern, hauptsächlich der jungen Prinzengeneration, deren Genie zu schwach ist, um aus instinktiv richtiger Intuition das zu errathen was man ihnen verbirgt, jener Generation die es noch gar nicht begreifen will daß jetzt die militärische Auffassung des Soldaten über die soldatische Auffassung des Militärs gestellt werden müsse, und daß ein paar Stunden ernstes Studium doch profitabler die Langweile zu Hause vertreiben sollten, als das Herumjucken auf dem armen Gaul des Dienstes, kehrt man aus einem Bade in der Kühle

des Herbstes zur alten Spielerei wieder zurück. Kraft ist da in der Mannschaft, aber bloß materielle, rohe Kraft. Die Richtung fehlt. Freudig gestehen wir jedoch ein, daß sich bei der italienischen Armee, d. h. bei den zwei Armeecorps unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen Radetzky, ein besserer Geist offenbart; und dies sicherlich aus der Ursache, weil sie mehr im Angesichte des Feindes stehen, weßhalb sich jeder Vorgesetzte hütet die falschen Lichter allzustark aufzutragen, da die nächste Gelegenheit, von heute auf morgen, ihn unbedingt in seinem wahren Lichte zeigen würde. Der schlechteste Geist hingegen gibt sich dort kund, wo die größte Wohldienerei, die unermüdlichste Buhlschaft um Gunst und Einfluß herrschen; dort also, wo die Quelle der Macht ihren Sitz hat, und die Interessen der großen Herren sich wie die verworrenen Fäden eines schlecht abgehaspelten Strähnes Garn durchkreuzen. Diese Verworrenheit ist um so ärger geworden, da die Civilfaction der Oligarchie die militärische ganz unter den Pantoffel gekriegt hat, was Leute zu Ruf, Ansehen und Bedeutung brachte, denen Loudon die Thüre gewiesen hätte..." Doch scheint jetzt der rechte Mann gefunden um dieses Chaos zu entwirren und für ein Heer das eine so ruhmvolle Vergangenheit hat, den „Perrücken des Hofkriegsrathes" zum Trotz, die Tage Dauns und Loudons, Eugens und Carls zu erneuern. Auf einem Blatte der „Sibyllinischen Bücher" ist nämlich „dem edelsten und würdigsten unter so manchen Edlen" „ein Denkmal der Liebe und Bewunderung" gesetzt: „einem Manne, dessen Bescheidenheit groß wie seine Thätigkeit, dessen Eifer unermüdet wie seine Liebe Gutes zu thun und Rechtes zu schaffen, dessen Einsichten und Kenntnisse hell, rein, gereift und groß

wie seine Arbeitsfähigkeit, dessen Biedermuth, Gefühl der Manneswürde, dessen ritterlichen Sinn und Wahrheitsstreben und dessen Aufopferung im Dienste die Unsophisticirten der Armee mit einem Accorde des Dankes und der Ehrfurcht nennen." „Leider", so heißt es weiter, „haben ihn der Wirbelwind aus Krakau und die rasenden Rolande weggehoben von dem wichtigsten Posten des Hofkriegsrathes; im Herzen der Armee wird er immer thronen. Wir meinen den Feldmarschalllieutenant Peter Zanini. — Nehmet die Hüte ab! Gott segne ihn!" General Zanini ist nun Kriegsminister*, und eine seiner ersten Maßregeln war die Beseitigung jenes entehrenden Abzeichens der Knechtschaft das beim österreichischen Heere eine nur zu wichtige, aber darum nicht minder schmähliche Rolle spielte. Der Stock ist dem Zopf ins Grab gefolgt — möge Alles was an sie erinnert, recht bald denselben Weg wandeln!

Besäße die österreichische Flotte nur auch einen Zanini! Als Erbe Venedigs hätte der Kaiserstaat wohl Beruf und Anlaß gehabt seine Flotte die er beim Frieden von Campo Formio übernahm und seit dem Jahre 1814 ungestört besaß, auf eine seiner geographischen und politischen Stellung entsprechende Weise zu entwickeln. Daß dieses nicht geschah — indem namentlich Kaiser Franz die Marine nur als ein nothwendiges Uebel, als etwas betrachtete das „für den Spaß zu theuer und für den Ernst nicht zu brauchen" sei — hat sich in unsern Tagen bitter gerächt. Hätte Oesterreich seine Marine als Kern einer deutschen Flotte angesehen und vereint

* Er begleitete dieses Amt nur wenige Wochen. An seine Stelle ist der Feldzeugmeister Graf Baillet Latour getreten.

mit Preußen darauf hingearbeitet eine solche Flotte herzustellen, so würde Deutschland, abgesehen von allen andern Vortheilen, nicht die Demüthigung erlitten haben welche Dänemark ihm eben jetzt zufügte. Hätte Oesterreich, statt die italienischen Elemente in seiner Flotte so mächtig überwiegen zu lassen, dieselbe allmählig in eine deutsche umgebildet oder wenigstens mit kräftigen deutschen Bestandtheilen ausgestattet, so hätte es vielleicht den Abfall Venedigs verhindert, gewiß aber stände es in Dalmatien und Istrien gerüstet da, und Triest brauchte nicht vor wälschen Freibeutern zu bangen. An Warnungen fehlte es nicht: das Unternehmen der Gebrüder Bandiera sprach deutlich genug, und die „Sibyllinischen Bücher" machen, freilich zu spät, auf die von Seite des Wälschthums drohenden Gefahren aufmerksam. „Das dem italienischen Volkscharakter eigene Separations- und Parteigefühl", heißt es daselbst, „der tiefe Instinct der italienischen Landsmannschaft und Kniffigkeit, woraus ein Zusammenhalten und Zusammenwirren der Fäden des Egoismus, wie der Haare in einem Weichselzopf, entsteht, so daß die Verwaltung für den Chef stets ein bodenloses Geheimniß bleibt und ein Entgegenwirken auf allen indirekten Wegen der Chicane und des persönlichen Ueberdrusses seine Handlungen paralysirt: alle diese Umstände machen obige Maßregeln (die Germanisirung der österreichischen Flotte) im höchsten Grade nothwendig." Daß Oesterreich diese Germanisirung versäumte, büßt es bereits mit dem Verluste eines guten Drittels seiner Kriegsmarine — einer Marine die mit der Stärke der Handelsflotte ohnedies im bedauerlichsten Mißverhältnisse stand. Der österreichische Seehandel beschäftigte nämlich im Jahre 1842 5671 Schiffe mit

217,745 Tonnen und ward durch eine Kriegsmarine von 74 Fahrzeugen (darunter kein Linienschiff und nur 3 Fregatten und 4 Corvetten) mit 581 Kanonen beschützt: in Frankreich hingegen kamen im Jahre 1845 auf 5,591 Handelsschiffe mit 647,000 Tonnen gegen 300 Kriegsfahrzeuge (darunter 23 Linienschiffe und 30 Fregatten), in England auf 30,000 Handelsschiffe mit 3,500,000 Tonnen eine Kriegsflotte von mehr als 1000 Fahrzeugen (darunter 60 Linienschiffe und 80 Fregatten). Der Verfasser der „Sibyllinischen Bücher" berechnet die Baukosten einer Flotte, wie Oesterreich sie haben sollte, auf 9,300,000 fl. — gewiß keine unerschwingliche Summe — und weist darauf hin wie leicht die Thätigkeit des österreichischen Lloyd zum Vortheile der Kriegsmarine geltend gemacht werden könnte.

„Die Lüge der Zustände Oesterreichs", so heißt es am Schlusse der „Sibyllinischen Bücher", auf die wir uns hier vorzugsweise beziehen, weil mit ihnen die Reihe jener „Censurflüchtlinge" aufhört die in Oesterreich die Opposition vertraten — „die Lüge der Zustände Oesterreichs, ihre Unwahrhaftigkeit, sein Siechthum, seine organische Krüppelhaftigkeit, dies ist das öffentliche Geheimniß das auf allen Lippen schwebt . . . . Die ganze Welt spricht davon, Niemand weiß es aber, wenn man frägt; am allerwenigsten die es wissen sollen, wollen es wissen. Wer hat's gesagt? Wer sagt's? Niemand! — Alle! — Im Kaffeehause, an der Wirthstafel, am Theetische, am Büreau, hinter der Bude, auf der Gasse, in den Gemächern der Hofburg und im Omnibus, überall — nur nicht in den österreichischen Zeitungen — selbst auf der Bühne des Burgtheaters, erzählt man sich, daß die Völker Oesterreichs „großjährig" und der Vormundschaft

die keine Rechnung legt und den Schrei der Mündel durch Kerker, Festung und Narrenhäuser dämpft, müde geworden sind. Jung und Alt, Groß und Klein erzählen sich von dem Sphinxräthsel der Staatsverwaltung, der Beamtenwirthschaft, die mit der Gottheit sagt: „Ich bin, die ißt.“ Nur wollen Einige meinen, man brauche keinen Oedipus mehr; käme nur ein Herkules um den Augiasstall zu reinigen, um die vielköpfige Hydra der Bureaukratie todt zu schlagen, um die schwarzen Vampyre, die stymphalischen Vögel, zurückzuscheuchen „to their roman see“ — ein Calembourg den die österreichischen Anglomanen hoffentlich verstehen werden. — Dieses öffentliche Geheimniß wird aber der Tod der krankhaften österreichischen Zustände werden. Denn so thut es in der Zeit noth, solches ist die Macht der öffentlichen Meinung, der Sittenrichterin aller freien Staaten, der Monarchin des neunzehnten Jahrhunderts.“

Der Tod den so manche Sibylla voraussagte, ist eingetreten — wird sich aus ihm ein neues Leben entwickeln? Wird Oesterreich aus der Asche welche die Märztage in alle Winde streuten, in phönixgleicher Verjüngung erstehen? Wird der 25. April seine Wiedergeburt bezeichnen oder seine Auflösung besiegeln?

Der 25. April! Wie schnell ist ihm der 15., der 17. und der 26. Mai gefolgt! Wie geringschätzig sind Gaben zurückgewiesen worden die vor wenigen Monaten noch selbst die kühnsten Träumer nicht zu hoffen wagten! Woraus entsprang diese Ungenügsamkeit? Aus Leichtsinn, Ueberlegung oder Instinct? Aus anarchischen Gelüsten, communistischer Begehrlichkeit? Oder war sie gar nur das Ergebniß fremder Goldspenden und fremder Ränke? Die Behauptungen kreuzen einander und die Thatsachen

sprechen nicht deutlich genug — aber Eins scheint uns klar: die Verfassung vom 25. April war ein Mißgriff den Oesterreich, den Deutschland schwer hätte büßen müssen. Nicht wegen einzelner Mängel die ja jedem solchen Werke ankleben, oder deshalb weil sie eine erste Kammer einsetzte gegen die manche gegründete und noch mehr ungegründete Einwendungen erhoben werden konnten. Sie war ein Mißgriff weil sie auf völlig unhaltbarer Grundlage beruhte. Sie durfte nicht mehr sein als ein Entwurf, ein Gegenstand der Berathung für eine constituirende Versammlung. Oder glaubte man in der That dem Volke als Geschenk bieten zu können was es sich selber erkämpft hat? Das Volk hat seine Souveränetät in die Tafeln des neuen Gesetzes mit so unvertilgbaren Zügen eingeschrieben daß man nicht mehr daran denken darf ihm als Gabe zu verleihen was es als Recht in Anspruch nimmt. Man hat die Form in der die Verfassung ertheilt wurde, damit zu rechtfertigen versucht, daß die Regierung eine vermittelnde Stellung zwischen und über den verschiedenen Nationalitäten einnehmen mußte, und von diesem Gesichtspunkte aus die Verfassung als Bindemittel zwischen diesen verschiedenen Nationalitäten dargestellt. Wenn sie dieß sein sollte, warum vergaß sie dann daß es ein Deutschland gibt mit dem die deutsch-österreichischen Provinzen im engsten Verbande zu bleiben wünschen, ein Deutschland das diese Provinzen als Glieder seines Leibes ansieht und hütet? Täuschen wir uns nicht — ein österreichischer Staat in dem Sinne wie es ein Frankreich, ein Italien gibt, ist eine Unmöglichkeit.* Oesterreich besteht aus drei großen Ländermassen:

---

* Nur dann ließe sich vielleicht ein solches Oesterreich, wenigstens in annähernder Gestalt, zu Stande bringen, wenn Ungarn auf

a. den deutsch-österreichischen Provinzen,
b. Ungarn mit seinen Nebenländern wozu wir auch Siebenbürgen, das Militärgrenzland und Dalmatien rechnen,
c. Galizien,

denn das lombardisch-venezianische Königreich kann man vor der Hand wohl unberücksichtigt lassen. Wenn man nun den Staat auf die Dauer ordnen will, so muß man die von der Natur und der Geschichte vorgezeichneten Verhältnisse zur Grundlage nehmen. Ist es so schwer diese Verhältnisse zu erkennen, so schwer sich ihnen zu fügen? Freilich werden in unsern Tagen die einfachsten Begriffe verwirrt und es sind eine Menge Wortscheidemünzen im Umlauf die gleich dem österreichischen Kupfergeld ein ganz anderes Gepräge tragen als ihrem eigentlichen Werthe entspricht. Betrachtet man z. B. die Abgötterei welche mit dem Worte „Nationalität" getrieben wird, so sollte man glauben daß die ganze Welt im Begriffe stehe das Beispiel der Indianer Amerikas nachzuahmen und sich in Clane aufzulösen und nach Stämmen zu regieren. Was Jahrhunderte lang zusammengehörte, soll sich auf einmal trennen, nicht wegen unvereinbarer Interessen, sondern weil die „nationale Selbstständigkeit" es verlangt. Namentlich wird diese „nationale Selbstständigkeit" als Waffe gegen Deutschland benutzt und als Hebel gebraucht um Oesterreich aus den Fugen zu drän-

---

seine abgesonderte Stellung verzichtete und das Band einer Verfassung alle österreichischen Länder umschlänge. In diesem Falle dürften aber auch die deutsch-österreichischen Provinzen keinen Theil des deutschen Bundesstaates bilden, sondern Deutschland müßte sich damit begnügen daß Oesterreich mit ihm in ein Schutz- und Trutzbündniß träte.

gen. Frankreich denkt nicht im Traume daran das deutsche Elsaß und das wälsche Korsika — beide durch die schmählichsten Mittel gewonnen — oder gar das türkisch-arabische Algerien dem Zuge der Nationalität folgen zu lassen; England würde ähnliche Zumuthungen in Betreff des keltischen Irland, des italienischen Malta, des spanischen Gibraltar, des deutschen Helgoland, des griechischen Siebeninselreiches mit Spott und Hohn zurückweisen; die Schweiz würde sonderbündlerische Gelüste welche sich auf die Nationalität stützten, ebenso entschieden bekämpfen wie sie diejenigen zum Schweigen brachte welche die Religion zum Vorwande nahmen. Aber im Namen der „nationalen Selbstständigkeit" — denn die Freiheit wird doch nicht Carl Albert zum Schutzherrn wollen — reißen sich die Lombardei und Venedig von Oesterreich los und laden sogar Abgeordnete aus Südtirol, Triest und Istrien zu einem italienischen Congresse nach Rom ein; „nationale Selbstständigkeit" schreibt Ungarn auf sein Banner, wenn überhaupt noch von einem Ungarn die Rede sein kann, da sich die dortigen Slawen mit Berufung auf den nämlichen Grundsatz gegen die Magyaren erheben, und die Wallachen, wenigstens in Siebenbürgen, bereits mit denselben Ansprüchen auftreten; für „nationale Selbstständigkeit" möchte der sarmatische Adel seine Bauern in den Kampf führen, die jedoch thörichter Weise den österreichischen „Stock" der polnischen „Peitsche" vorziehen; im Namen der „nationalen Selbstständigkeit" endlich unterdrücken die Tschechen in Böhmen ihre deutschen Mitbürger und halten in Prag einen panslawischen Congreß ab der sich mitten in Deutschland um Deutschland so wenig kümmert wie um China. Dieß Alles geschieht angeblich um den österreichischen

Kaiserstaat zu kräftigen und vor dem Zerfalle zu bewahren; nur die Italiener sind aufrichtig genug um aus ihren Absichten kein Hehl zu machen. Diese sind dem Gesammtstaate im Grunde nicht gefährlicher als jene welche die Magyaren hegten und die Tschechen im Bunde mit den Slowaken, Croaten und Sloweno-Serben zu verwirklichen streben. Wären die Magyaren, die Deutschen und die slawischen Stämme — wir berücksichtigen hier nur diese drei Nationen, obschon am Ende auch die Zigeuner gleiches Recht hätten auf „nationale Selbstständigkeit" — geographisch von einander geschieden oder trennbar, so könnte man sich eine politische Sonderung die indessen allen weit mehr Schaden als Nutzen brächte, wohl gefallen lassen; aber die Vermischung ist so weit gediehen daß es nicht möglich ist irgend eine Grenzlinie zu ziehen. Es bleibt also, da man mit ethnographischen Theorien nicht ausreicht, nichts übrig als sich bei der Geographie und der Geschichte Rathes zu erholen denen doch nicht aller Einfluß auf die Staatenbildung abzusprechen ist. Da lehrt nun ein Blick auf die Karte wie sich die österreichischen Länder am natürlichsten gruppiren — ungefähr in der Ordnung in welcher wir sie oben zusammenstellten. Diese Ordnung verträgt sich auch am besten mit der Geschichte, und wir dürfen hinzufügen, mit den überwiegenden Sympathien der Bewohner. Warum haben die Urheber der Verfassung vom 25. April darauf so wenig Rücksicht genommen? Warum haben sie die deutsch-österreichischen Provinzen mit Galizien und Dalmatien verschmelzen wollen? Wie, wenn auf dem ersten Reichstage eine slawische Mehrheit die Aufhebung des Verbandes mit Deutschland beschlossen — die deutschgesinnten Provinzen aber im Bunde mit den Magyaren

sich dagegen aufgelehnt hätten? War dann nicht die Losung zu einem Racenkrieg gegeben? Was Natur und Geschichte zusammengefügt haben, soll der Mensch nicht trennen; allein er soll auch nicht zusammenfügen wollen was sie getrennt haben. Galizien ist ein polnisches Land, und wenn je ein unabhängiges Polenreich ersteht und die Lechen und Ruthenen in Galizien sich demselben anzuschließen wünschen, so würde Oesterreich dieß kaum verhindern wollen oder können. Dalmatien gehört als ein Theil der Ostküste des adriatischen Meeres ebenso zu dem dahinter liegenden, also, wenn man es nicht den Türken überliefern will, ungarischen Festlande wie Istrien mit Triest zu Illyrien, und die Westküste zu Italien. Diese beiden Länder durften daher mit den deutsch-österreichischen Provinzen nicht in den gleichen Verfassungstiegel geworfen, sondern Galizien mußte mit einer eigenen Verfassung bedacht, Dalmatien hingegen mit Ungarn vereinigt werden. Dadurch hätte sich auch die Frage in welches Verhältniß Oesterreich zu Deutschland treten soll, von selber gelöst, und es wäre tschechischen Uebergriffen nicht minder wirksam vorgebeugt worden wie polnischen Ränken. Noch ist es nicht zu spät den Verfassungsbau in Oesterreich auf diesen Grundlagen zu errichten: sie scheinen uns die einzigen welche Dauer versprechen und jeder Nation des Kaiserstaates möglichst selbstständige, friedliche Entwicklung verbürgen.

Also ein dreitheiliges oder lieber dreieiniges Oesterreich mit drei Verfassungen und drei Reichstagen für drei von einander unabhängige, aber durch ein föderatives Band, gemeinsame Organe zur Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten und die gleiche Dynastie mit einander verknüpfte Ländervereine, und Beibehaltung des Ver-

hältnisses in dem einer derselben zu Deutschland steht. Völlige Gleichstellung der Hauptnationen in Allem was ihre volksthümliche Entwicklung wesentlich bedingt — keine deutsche oder magyarische, aber auch keine slawische Propaganda. Die slawischen Stämme hätten ja, wenn Oesterreich eine solche Gestalt annähme, am wenigsten Ursache sich zu beschweren. Sie würden in Galizien einen nationalen Staat bilden, in den ungarischen Ländern drei Siebentel, in den deutsch-österreichischen Provinzen die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, also stark genug sein sich jeder Beeinträchtigung zu erwehren, selbst wenn ihnen die Verfassungen der letztgenannten zwei Ländervereine dagegen nicht hinreichenden Schutz gewährten. Dieß ist jedoch, wenigstens was die mit Deutschland verbündeten österreichischen Provinzen betrifft, nicht der Fall, da der Reichstag in Frankfurt bereits jede wünschenswerthe Bürgschaft geboten hat. Auch Ungarn wird nicht zurückbleiben; die Magyaren werden darauf verzichten die Rolle des herrschenden Volkes zu spielen, welche sie durchzuführen weder die Macht noch das Recht haben, sie werden den Slawen eben so wenig wie den Deutschen oder den Wallachen ihre Sprache und ihre Sitten aufzudringen versuchen. Bestehen aber die slawischen Ultras trotz der ihren Landsleuten eingeräumten Rechtsgleichheit auf dem Plane Oesterreich in ein slawisches Reich zu verwandeln das seinen Schwerpunkt in Prag finden soll, so haben sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ein solches Reich muß, da größere Massen die kleinern anziehen, und nicht umgekehrt, früher oder später ein russischer Vasallenstaat werden, und die Tschechen welche von jeher in Vereinzelung lebten, werden am wenigsten im Stande sein dieß zu verhindern. Sie täu-

schen sich auch wenn sie glauben die Polen hätten besondere Lust sich ihnen anzuschließen, einem Stamme der für die polnische Sache nie die geringste Sympathie bewiesen hat. Sie täuschen sich endlich wenn sie Deutschland zumuthen es werde einem auf deutsches Gebiet eingewanderten Stamme gestatten die Bande welche Natur und Geschichte geknüpft ohne weiteres zu zerreißen und 1,200,000 Deutsche ihren Brüdern zu entfremden.

Daß die Reichsverfassungen für die drei österreichischen Ländervereine auf möglichst gleichartigen Grundlagen beruhen müssen, versteht sich von selbst. Auf das Zweikammersystem legen wir kein großes Gewicht, da wir es nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten der sich auch auf andern Wegen erreichen läßt. Wir würden es sogar entschieden verwerfen, wenn die einzelnen Provinzen neben den Reichstagen ihre abgesonderte Vertretung, natürlich mit den durch die Umstände gebotenen und theilweise bereits eingeführten Abänderungen, beibehielten. Diese Landtage würden die Vorberathung übernehmen und dadurch den Reichstag vor der Gefahr bewahren übereilte Beschlüsse zu fassen — eine Gefahr der übrigens im Schooße des Reichstages selber durch andere Vorkehrungen, wie sie namentlich in England und in einigen Cantonen der Schweiz üblich sind, begegnet werden könnte.

Beschränkt der constituirende Reichstag seine Wirksamkeit nicht auf die deutsch-österreichischen Provinzen, sondern will er, mit Ausschluß der ungarischen Länder, alle übrigen, also auch Galizien und Dalmatien, in den Kreis der neuen Verfassung ziehen, so scheint uns, um einen Zusammenstoß zwischen den drei Hauptnationen des Kaiserstaates oder Unterdrückung einer durch die andere zu verhüten, die Errichtung einer ersten Kammer am ge-

rathensten, die jedoch, nach dem Vorbilde des amerikanischen Senates und des schweizerischen Ständerathes, eine Staatenkammer werden muß. Es müßten sie Abgeordnete der einzelnen Provinzen bilden, und zwar für jede derselben gleich viele, ohne Rücksicht auf die Zahl der Bevölkerung. Ferner müßten dann die provinzialständischen Versammlungen jedenfalls beibehalten und mit so erweiterten Befugnissen versehen werden daß sie jeden Angriff auf die „nationale Selbstständigkeit“ ihrer Committenten kräftig zurückweisen könnten.

Will der constituirende Reichstag ein dauerndes Werk schaffen, so muß er es auf die breiteste Basis stellen. Darunter verstehen wir keineswegs allgemeines Wahlrecht. Die Vertheidiger desselben bedenken nicht daß sie schon inconsequent sind wenn sie das weibliche Geschlecht ausschließen; sie bedenken nicht daß allgemeines Wahlrecht eigentlich gar nirgends besteht. Selbst in manchen Staaten Nordamerikas ist das Wahlrecht an einen gewissen Besitz oder an die Entrichtung gewisser Steuern gebunden; letzteres ist z. B. in Mississippi, Georgien, Ohio, Virginien, Pennsylvanien und New-York der Fall, ersteres in Massachusetts, wo ein jährliches Einkommen von 3 Pfund, in Rhode Island, wo ein etwas höheres Einkommen, in New-Jersey, wo ein Capital von 50 Pfund, in Maryland, wo der Besitz von 50 Morgen Landes erfordert wird. In den schweizerischen Demokratien gehen wenigstens Bankerottirer, abgestrafte Verbrecher u. s. w. des Wahlrechtes verlustig — ja der neueste Bundesverfassungsentwurf entzieht sogar den Geistlichen die Wählbarkeit. Wir begreifen nicht wie man dem Staate zumuthen kann, von Leuten denen er so wichtige Befugnisse anvertraut, auch nicht die geringsten Bürg-

schaften zu verlangen. Freilich sollten sich diese Bürgschaften nicht bloß auf den materiellen Besitz beschränken — sie sollten vielmehr so beschaffen sein daß sich aus ihnen die sittliche und geistige Befähigung der Wähler erkennen ließe. Eine Verfassung zu deren Schutz und Fortbildung alle guten Kräfte der Nation berufen sind, darf wohl am sichersten auf Bestand zählen. Eine Wähleroligarchie wie sie in Frankreich unter dem Juliuskönigthum sich breit machte, wird der constituirende Reichstag gewiß nicht gründen — wir hoffen aber, er werde eben so wenig einer Ochlokratie Thür und Thor öffnen welche das schöne Oesterreich der trübsten Wühlerei, blutiger Reaction oder communistischer Anarchie überliefern würde — wir hoffen endlich, die Zukunft werde nicht ungerecht sein, und Völkern die so lange geduldet und geharrt, auch einen Tag des Ersatzes und der Erfüllung bescheren.

Berichtigungen.

Auf Seite 40 Zeile 20 von oben soll es heißen Senates statt Staates.

Auf Seite 160 Zeile 21 von oben soll es heißen Unrichtigkeiten statt Ungerechtigkeiten.